

## 5. Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit vorgestellt, zu deren Beginn die Fragen nach dem Verlauf von Identitätsprozessen junger<sup>20</sup> lesbischer/bi Frauen und deren Umgang mit ihrer lesbischen/bi Identität standen. Die Ergebnisdarstellung erfolgt anhand des in der Datenanalyse entwickelten lesbischen/bi Identitätsprozessmodells (Abbildung 1) und erläutert dessen Bestandteile und deren Verbindungen.

Lesbische/bi Identitätsprozesse können demzufolge als *Tanz zwischen Heteronormativität und lesbischem/bi Selbstbewusstsein* beschrieben werden. Das Bild des Tanzes verweist auf einen dynamischen Prozess, in dessen Verlauf kein linearer Weg von Heteronormativität zu lesbischem/bi Selbstbewusstsein zurückgelegt wird, sondern der einem Bewegen auf offenem Feld gleicht. Nichtsdestotrotz hat dieses Feld zwei – zwar nicht klar abgrenzbare, aber doch unterschiedliche – Bereiche, zwischen denen dieser Tanz stattfindet, wobei lesbische/bi Frauen sich in diesem Tanz des Identitätsprozesses in zahlreichen Zwischen-, Hin- und Her-Schritten zunehmend vom heteronormativen Bereich in den- respektive zu demjenigen des lesbischen/bi Selbstbewusstseins bewegen. Dabei wenden sie vielfältige Strategien (oder Tanzstile) an und treffen auf verschiedene Bedingungen. Diese Strategien stehen in verschiedenen Lebensphasen und -kontexten unterschiedlich stark im Fokus oder im Hintergrund, werden jedoch nie komplett hinter sich gelassen. Der Begriff Identitätsprozess beschreibt somit nicht etwas, das abgeschlossen ist oder in Zukunft abgeschlossen sein wird/muss, sondern verweist auf die Dynamik und Bewegung, die in den dargestellten Themenfeldern liegt: Lesbische/bi Frauen können sich – individuell unterschiedlich und in unterschiedlichem Ausmass/unterschiedlicher

---

<sup>20</sup> Bei der Ergebnispräsentation in diesem Kapitel wie auch in der anschliessenden Diskussion wird im Sinne einer besseren Lesbarkeit nur noch von lesbischen/bi Frauen und nicht von *jungen* lesbischen/bi Frauen die Rede sein.

Intensität – immer wieder in verschiedenen dieser Themenfelder und Strategien bewegen.

Zuerst wird der Modellteil der Heteronormativität näher erläutert und ausdifferenziert, gefolgt von Strategien lesbischer/bi Frauen, dem Modellteil des lesbischen/bi Selbstbewusstseins und zwei zentralen allgemeinen Faktoren. Die punktuell referierten empirischen Studien beziehen sich fast alle auf Deutschland sowie auf lesbische/bi Frauen, um den gesellschaftlich-kulturellen Kontext zumindest möglichst ähnlich und die untersuchte Gruppe gleich zu halten, womit die Vergleichbarkeit erhöht werden soll (s. Kap. 1.2 *Fragestellung*).

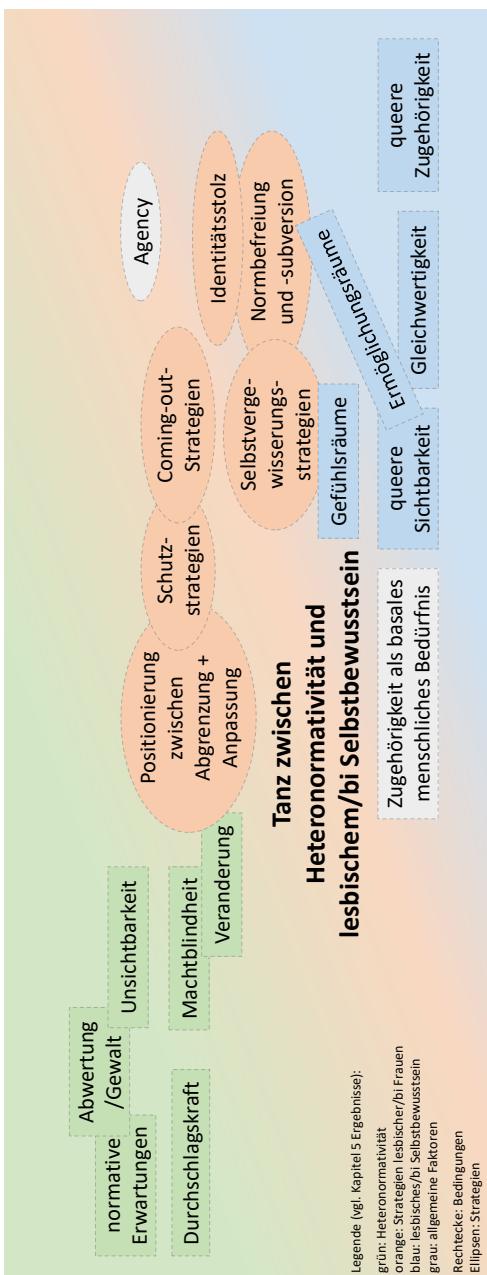


Abbildung 1. Identitätsprozessmodell junge lesbische/bi Frauen

Quelle: Eigene Darstellung

## 5.1. Heteronormativität

Mit dem Begriff der Heteronormativität wird im Folgenden – sich als übereinstimmend mit der in Kapitel 2 *Theoretischer Rahmen* eingeführten Begriffsverwendung erweisend – eine normative Setzung von hetero cis Lebensentwürfen und eine auf Männlichkeit ausgerichtete Norm beschrieben, die mit Abwertung und Gewalt gegen queere<sup>21</sup> Menschen und Weiblichkeit einhergeht sowie mit einem unsichtbar Machen derselben. Die Heteronormativität wirkt hinein bis in queere Gemeinschaften und steht überdies mit anderen normativen Setzungen und Unterdrückungsformen in Verbindung.

### 5.1.1. Normative Erwartungen

Eine zentrale Erfahrung für lesbische/bi Frauen ist die Dominanz von hetero cis männlichen Lebensentwürfen und (Vor)Bildern in ihrer Sozialisation und in ihrem Alltagserleben. Dies ist für lesbische/bi Frauen besonders bedeutsam, da ihre sexuelle, romantische und geschlechtliche Identität zu Teilen oder vollständig in Kontrast zur hetero-cis-männlichen Norm steht und dieser Kontrast aufgrund ihres nicht-hetero und nicht-männlich Seins immer ein mindestens doppelter ist. ‘Doppelt’ darf dabei nicht additiv (z. B. lesbisch + weiblich) verstanden werden, sondern ist aus einer intersektionalen Perspektive (s. Kap. 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit*) als spezifische, zuweilen gar individuelle, Wechselwirkung zweier oder mehrerer diskreditierter Eigenschaften zu sehen. Damit soll hervorgehoben werden, dass lesbische/bi (cis und trans) Frauen – im Vergleich zu schwulen/bi cis Männern, die bezüglich dieser Eigenschaften ‘nur’ eine diskreditierte aufweisen – sich stets mit mindestens zwei auseinanderzusetzen haben. Diese normativen Erwartungen äussern sich darin, dass lesbische/bi Frauen keinen anderen Bildern (z. B. Familien mit gleichgeschlechtli-

---

<sup>21</sup> Für lesbische/bi Frauen sind nicht nur die auf sie selbst zutreffenden Identitätsbezeichnungen relevant, sondern sie fühlen sich oft der gesamten queeren Gemeinschaft zugehörig und verstehen Sichtbarkeit und Akzeptanz gegenüber anderen queeren Menschen im Grundsatz auch als Sichtbarkeit und Akzeptanz für lesbische/bi Frauen.

chen Eltern, trans Menschen) begegnet sind/begegnen oder sie mit ausschliesslich heteronormativ formulierten Fragen (z. B. die Frage nach einem Freund) und Erwartungen (z. B., dass sie später einmal einen Mann heiraten werden) konfrontiert sind. Ein zentrales Phänomen hierbei ist das, was Anna mit «hetero als default» (Pos. 690–691<sup>22</sup>) beschreibt: Die Annahme, alle Menschen seien hetero, die selbst das Wissen um die Existenz von homo/bi Menschen nicht aufzuheben vermag und die erst durch ein ausdrückliches Coming-out lesbischer/bi Frauen revidiert wird. Diese Normen sind von lesbischen/bi Frauen internalisiert, wie folgendes Zitat<sup>23</sup> veranschaulicht:

«Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, dass ich auch eine Sexualität haben könnte, wo nichts mit Männern zu tun hat, weil mir halt als Kind immer erzählt wurde, ja irgendwann kommst du dann heim von der Schule und findest diesen und jenen Buben total herzig oder irgendwas, und wenn du dann mal einen Mann hast.» (Anna, Pos. 86–89)

Eine Abweichung von den normativen Erwartungen erwies sich für Anna also als *undenkbar*, weil diese – im Gegensatz zur ständig (re)produzierten Norm – *unsichtbar* und *unthematisiert* war. Derselbe *default* ist in Bezug auf Cisnormativität und Geschlechterbinarität zu finden, also die Annahmen, dass alle Menschen cis seien und es nur die zwei Geschlechter männlich und weiblich gebe.

Die Heteronormativität ist umso wirkmächtiger dadurch, dass sie nicht infrage gestellt und mit alternativen, als gleichwertig präsentierten Bildern ergänzt oder kontrastiert wird, wie auch dadurch, dass sie mit religiösen Werten untermauert, ‘legitimiert’ und damit verfestigt wird. Lesbische/bi Frauen erleben diese Normen bisweilen als Anpassungsdruck und werden dazu gedrängt, sich dazu zu positionieren respektive davon abzugrenzen, um ihre lesbische/bi Identität zu leben, wie dies in der Strategie der Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung (Kap. 5.2.1) zum Ausdruck kommt. Dieser Anpassungs-

---

<sup>22</sup> Die Angabe ‘Pos.’ (Position) verweist auf die Zeilenummer(n) in der Transkription.

<sup>23</sup> Die Interviewzitate wurden aus Gründen der besseren Lesbarkeit in Abweichung von den Transkriptionsregeln (s. Kap. 4.4 *Transkription*) vereinfacht, indem Pausenangaben gelöscht, Satzzeichen hinzugefügt und Erläuterungen (in eckigen Klammern) ergänzt wurden. Begriffe in einfachen Anführungs- und Schlusszeichen sind Schweizer Mundart. Weitere Veränderungen an den Interviewzitaten wurden nicht vorgenommen.

druck und die alltägliche Reproduktion der Normen erschweren es lesbischen/bi Frauen, ihre lesbische/bi Identität zu erkennen, da diese damit als Abweichung, weniger denkbar und nicht möglich dargestellt wird, sodass sogar tatsächlich erlebte lesbische/bi Anziehung nicht (an)erkannt wird:

«Dann habe ich eine kennengelernt, die ich mega spannend gefunden habe. Und ich bin so, so hooked gewesen an sie und ... es hat so ein wenig etwas in mir ausgelöst. Und dann denkst du so ja ja ja mh okay [freudig ausgesprochen]. Aber ich habe das irgendwie wieder auch vergessen [kurzes Lachen]. Also es ist wie, ich habe es im Moment realisiert, aber dann später habe ich mir so gedacht, ja nein Männer, das ist doch toll [kurzes Lachen]. Also ich weiss auch nicht, aber vielleicht hast du schon mal von dem gehört: compulsory heterosexuality. Also ich habe das Gefühl, es ist so ein wenig das gewesen.» (Ella, Pos. 32-39)

Trotz der starken Gefühle, die Ella hier beschreibt und derer sie sich bewusst ist, hat sie sich wieder vom Gedanken, auch Frauen anziehend zu finden, abgewandt. Den von Adrienne Rich (1980) geprägten Begriff der «compulsory heterosexuality» (meist mit Zwangsheterosexualität übersetzt; in der Bedeutung vergleichbar mit Heteronormativität) bringt sie dabei gleich selbst ein.

Bezüglich des Aspekts der männlichen Dominanz in der Heteronormativität erleben einige lesbische/bi Frauen eine Unterdrückung und Kontrolle ihrer Autonomie als Frau, indem von ihnen beispielsweise eine Unterordnung unter Männer (respektive unter einen Ehemann) und eine Fokussierung auf *Care-/Sorgearbeit* erwartet und entsprechend, bisweilen ausdrücklich, an sie formuliert wird. Stark damit verbunden sind somit auch Geschlechterrollennormen, die unterschiedliches Verhalten von Frauen und Männern fordern – und in denen nonbinäre Menschen inexistent sind, respektive durch die Binarität der Geschlechterrollennormen inexistent gemacht werden. Dazu gehört unter anderem die Normalisierung von nahem Körperkontakt unter Frauen, die es lesbischen/bi cis Frauen erschwert, ihre Anziehung als sexuell/romantisch, also als lesbisch/bi, und nicht ('nur') als freundschaftlich zu erkennen. Umgekehrt erschwert dies lesbischen/bi trans Frauen, ihr trans Sein zu erkennen, da ihre Anziehung zu Frauen als der Norm entsprechend angesehen wird, solange sie (noch) männlich gelesen werden/wurden.

Als zentrale Kontexte der (Re)Produktion der Heteronormativität tauchen in den Ergebnissen insbesondere Schule und Familie auf, wie dies auch andere empirische Studien bestätigen: «Bildungsinstitutionen und die Familie sind – gemeinsam mit den Medien – Institutionen, die garantieren, dass die Heteronormativität in der Gesellschaft stabil bleibt» (LesMigraS, 2012, S. 178; s. auch Krell & Oldemeier, 2017; Zuehlke, 2004).

Normative Erwartungen werden also in alltäglichem Handeln (re)produziert und insbesondere sprachlich als normative Bilder vermittelt. Sie bestehen in der Regel unbewusst und sind stark internalisiert, – und zwar auch bei lesbischen/bi Frauen selbst – sodass eine Abweichung bisweilen schwer zu bemerken ist oder abgetan wird. Wie am zuvor präsentierten Zitat von Anna deutlich wird, steht die Vermittlung normativer Erwartungen mit der Unsichtbarkeit von ihren Abweichungen in Zusammenhang, was im übernächsten Unterkapitel (5.1.3 *Unsichtbarkeit*) vertieft wird.

### 5.1.2. Abwertung und Gewalt

Heteronormativität zeigt sich ausserdem als Reaktion auf Normabweichungen in Form von Abwertung und Gewalt. Diese Abwertung kann grob in indirekt-allgemein und direkt-persönlich erlebte Formen unterteilt werden, wobei die Abgrenzung nicht immer trennscharf zu ziehen ist und es Mischformen gibt.

*Indirekte* Abwertung erleben lesbische/bi Frauen dadurch, dass sich ihr Umfeld (z. B. Eltern, Mitschüler\*innen) negativ über queere Menschen äussert oder queerfeindliche Schimpfwörter benutzt. Eine negative Äusserung (z. B. über schwule Männer) verletzt lesbische/bi Frauen oftmals ebenso und die damit geäusserte Ablehnung beziehen sie auch auf sich, selbst wenn sie nicht explizit erwähnt/angesprochen werden. Insbesondere das Schulklima wird in den Interviews häufig als queerfeindlich beschrieben – ein Befund, den andere Studien bestätigen (Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Berchtold, 2012; LesMigraS, 2012). Weiter gehören negative Vorurteile über queere Menschen zur indirekten Ablehnung, wobei die Unterstellung von (sexualisierter) Belästigung, also dass queere Menschen hetero cis Menschen belästigen

würden, verbreitet ist. Dieses Vorurteil tritt besonders häufig auch als direkte Ablehnung auf, wird also persönlich an lesbische/bi Frauen herangetragen und ihnen unterstellt.

Deutliche Formen *direkter Abwertung* sind para-, non- und verbale Bekundungen von Missfallen gegenüber ihrer lesbischen/bi Identität, welche lesbische/bi Frauen durch ihr Umfeld erleben, beispielsweise, wenn sie sich als Frauenpaar im öffentlichen Raum bewegen, wie in dieser Schilderung:

«Wir [Corine und ihre Freundin] haben auch verschiedene Erlebnisse gemacht. Zum Beispiel von Leuten, die weggegangen sind oder uns mega schräg, schlecht angeschaut haben oder dann angefangen haben über uns zu reden.» (Corine, Pos. 400–402)

Die Abwertung beinhaltet dabei auch eine Ungleichbehandlung: Die von Corine im Interviewabschnitt vor dem Zitat geschilderten Handlungen wie Händchen halten, eine Umarmung oder ein Kuss wären bei einem hetero Paar in dieser Situation ziemlich sicher nicht auf Ablehnung durch das Umfeld gestossen.

Weiter erleben lesbische/bi Frauen, dass ihre sexuelle/romantische Orientierung als persönliche Entscheidung bezeichnet oder als Druckmittel (z. B. unfreiwillig geoutet werden) gegen sie eingesetzt wird.

Sowohl indirekte wie auch direkte Abwertung weisen eine grosse Spannbreite von einem unterschwelligen *Nicht-sympathisch-Finden* bis hin zu Ausschluss aus bestimmten sozialen Kontexten (z. B. Kirche) oder Androhungen von Gewalt auf. Dazu kommt auch tatsächlich erlebte Gewalt wie beispielsweise sexualisierte Belästigung (durch hetero cis Männer) oder religiöse Konversionsmisshandlungen<sup>24</sup>. Besonders der öffentliche Raum (inkl. Schule und Nachtleben/Ausgang) ist für lesbische/bi Frauen mit Erlebnissen von Diskriminierung und sexualisierter Gewalt (inkl. Belästigung) verbunden. Dies berichten auch andere Autor\*innen (Hoskin, 2019; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigrAS, 2012) und es trifft besonders für *junge queere Menschen* zu (LGBT+ Helpline, 2022).

---

<sup>24</sup> Religiös motivierte Massnahmen, die darauf abzielen, die sexuelle/romantische Orientierung und/oder Geschlechtsidentität hin zu hetero cis zu verändern.

Mit sexualisierter Belästigung verbunden ist der «double standard» (Hanna, Pos. 393): Die unterschiedliche Bewertung – grösstenteils durch hetero cis Männer – von weiblicher (lesbisch) und männlicher (schwul) Homosexualität/-romantik, bei der schwul Sein abgelehnt und mit körperlicher oder verbaler Gewalt zurückgewiesen wird, während lesbisch Sein mit sexualisierter Gewalt (darunter Belästigung) begegnet und nicht ernst genommen wird, indem die nicht-(auschliessliche) Anziehung zu Männern nicht respektiert wird<sup>25</sup> und bisweilen versucht wird, sie mit Gewalt einzufordern.

Abwertung und Gewalt verletzen lesbische/bi Frauen bisweilen sehr, insbesondere dann, wenn die lesbische/bi Identität für die betreffende Frau einen grossen Stellenwert in ihrer Gesamtidentität einnimmt (s. auch Kap. 2.3 *Minderheitenstress*):

«Sobald ich so ein wenig comfortable geworden bin mit meiner eigenen Identität, also so ein wenig gecheckt habe okay, Frauen sind nice [kurzes Lachen] ehm hat es mich angefangen ‘hässig’ machen, haben mich seine [Mitschüler] Kommentare angefangen ‘hässig’ machen und haben mich angefangen verletzen. Vorher ist es so ein hey du bringst so Kommentare einfach nicht, du sagst so Sachen einfach nicht Punkt fertig. Aber so, sobald ich das angefangen auf mich selber beziehen hat es mich angefangen verletzen.» (Fiona, Pos. 179–183)

In dieser Schilderung ist das persönliche Erleben des Übergangs der Abwertung sichtbar, die mit einer Selbstidentifikation als lesbisch/bi von einer indirekten zu einer direkten wird.

Ablehnung von und Gewalt gegen lesbische/bi Frauen respektive queere Lebensweisen/Menschen stehen in enger Verbindung mit den normativen Erwartungen. Sie sind die Reaktion auf Abweichungen von diesen und ein Mittel zur Wiederherstellung der Norm, wie in den gewaltförmigen Auswüchsen dieser Reaktionen besonders deutlich wird.

### 5.1.3. Unsichtbarkeit

Die Erwartungen der Heteronormativität können ihre Wirkung nur in Kombination mit queerer Unsichtbarkeit entfalten, da queere Sichtbar-

<sup>25</sup> Siehe dazu auch das Zitat von Corine im Unterkapitel 5.1.3 *Unsichtbarkeit*.

keit die Norm infrage stellt. Lesbische/bi Frauen kennen queer Sein oftmals höchstens in Zusammenhang mit Abwertung. Gleichwertige Darstellungen oder positive Bilder über queer Sein sind selten, und queere Menschen sind ihnen häufig nicht persönlich bekannt:

«Ich habe nicht jemanden gekannt, wo schwul oder lesbisch gewesen ist. ... Erst seit der Pride von diesem Jahr habe ich erstmals ein lesbisches Pärchen gesehen, vorher noch nie. ... Ich habe vorher noch nie eines gesehen. ... Das hat mich mega aufgeregzt auf eine Art, so häh, das kann ja gar nicht sein, wieso kenne ich niemanden [kurzes Lachen].» (Ella, Pos. 519–524)

Die Unsichtbarkeit bezieht sich auch auf fehlende Informationen über queer Sein und über Begriffe, um queere Identitäten und Gefühle zu benennen. Bestimmte Kontexte werden besonders mit der Unsichtbarkeit queerer Menschen in Verbindung gebracht, insbesondere Religion, das Aufwachsen auf dem Land respektive im Dorf sowie die Schule. Die normativen Erwartungen sind in diesen Kontexten überdies besonders ausgeprägt und virulent. Diese Erkenntnisse decken sich mit solchen aus anderen Studien (Berchtold, 2012; Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Woltersdorff, 2005).

Queere Unsichtbarkeit ist nicht nur eine Abwesenheit von queeren Menschen, Lebensentwürfen und Informationen, sondern wird auch immer wieder aktiv hergestellt, um aufkommende Sichtbarkeit (z. B. bei einem Coming-out) zurückzudrängen und damit die Heteronormativität – zumindest teil- und versuchsweise – aufrecht zu erhalten. Dies geschieht hauptsächlich dadurch, dass lesbisch/bi Sein nicht ernst genommen wird, beispielsweise durch Äusserungen, die lesbisch/bi Sein als Phase, bi als ‘halb hetero’ oder trans Frauen als ‘nicht ganz Frau’ abwerten, oder indem lesbisch/bi Sein als etwas angesehen wird, zu dem frau verführt wird. Nicht ernst genommen zu werden ist eine Erfahrung, die für lesbische/bi Frauen auch in anderen Studien festgestellt wird (Brodersen, 2018; Krell & Oldemeier, 2017). Die oben mit *double standard* und sexualisierter Gewalt beschriebene männerzentrierte Perspektive äussert sich auch als Unsichtbarmachung lesbischer/bi Frauen, indem nicht respektiert und nicht ernst genommen wird, dass sie sexuell/romantisch nicht (ausschliesslich) auf Männer fokussiert sind. Dies verdeutlicht die folgende Interviewpassage, in der Corine eine an sie gerichtete Aussage eines Mannes wiedergibt:

«Oder halt auch das ist auch passiert so: Ja du bist jetzt mit einer Frau zusammen, aber ja es kann sein, dass wenn vielleicht wenn du mit mir bist, gefalle ich dir doch oder irgendwie so komische Aussagen.» (Corine, Pos. 224–227)

In diesem Interviewzitat wird exemplarisch deutlich, inwiefern besonders von hetero cis Männern eine Abwertung von weiblicher Sexualität stattfindet, die ohne Mann als nicht vollkommen angesehen wird, womit lesbisch Sein unsichtbar gemacht und abgewertet wird. Auch weibliche Bisexualität/-romantik erfährt in ähnlichen Haltungen und Äusserungen eine Abwertung und Unsichtbarmachung, da die jeweiligen hetero cis Männer in der Regel allein ihre eigenen sexuellen (Macht)Interessen verfolgen und bi Frauen für diese instrumentalisieren und damit objektifizieren, wie mehrere Interviewpartnerinnen schildern.

Zentral sind auch Fremdbewertungen<sup>26</sup> der ‘Echtheit’ des lesbisch/bi Seins, indem lesbischen/bi Frauen ihre lesbische/bi Identität abgesprochen wird, wenn sie nicht gewissen lesbischen/bi Stereotypen (z. B. bzgl. Aussehen) entsprechen oder sich nicht als lesbisch/bi bezeichnen. Der Themenbereich der lesbischen/bi Stereotypen ist äusserst komplex und vielschichtig und wird in Kapitel 6.2.2 vertieft.

Auch eine Tabuisierung oder dem Thema auszuweichen ist verbreitet:

«Die Eltern von meinem Vater sind halt sehr konservativ und so. Und ich glaube sie sind so Leute, wo nie irgendetwas Schlechtes sagen werden von mir. Sie werden einfach ruhig sein. ... Aber sie würden wahrscheinlich einfach im Hintergrund dann ein wenig reden.» (Ella, Pos. 309–310)

Hier wird einerseits die Unsichtbarmachung in Form der Tabuisierung erwähnt, gleichzeitig äussert Ella die Befürchtung einer bestehenden Ablehnung, die in ihrer Abwesenheit geäussert werden könnte.

Die in der Heteronormativität enthaltenen Hierarchisierungen (insbesondere: hetero > homo/bi; cis > trans; geschlechterrollen-konform > geschlechterrollen-nonkonform; männlich > weiblich/nonbinär/androgyn/inter) wirken auch innerhalb der Abweichungen von der Heteronormativität. So führt beispielsweise die cis männliche Dominanz dazu, dass es, wenn queere Menschen doch Sichtbarkeit erlangen, schwu-

---

<sup>26</sup> Zur Bedeutung von Fremdbewertungen s. auch Kap. 5.1.6 Veränderung.

le cis Männer sind, denen diese zuteilwird. Normabweichungen werden überdies in erster Linie mit sexueller/romantischer Orientierung in Verbindung gebracht und nicht mit Geschlechtsidentität (z. B. Geschlechterrollen-Nonkonformität wird als Homosexualität/-romantik und nicht als Transidentität bewertet), und queere Menschen werden in erster Linie als cis homo Menschen und nicht als trans oder bi Menschen gedacht.

Queere Unsichtbarkeit bewirkt bei lesbischen/bi Frauen ein Gefühl der Einsamkeit, des Alleinseins und von fehlender Zugehörigkeit, wie dies auch andere Autor\*innen fanden (Berchtold, 2012; Dziengel, 2015; Eliason & Schope, 2007; Frohn, 2005; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Zuehlke, 2004). Sie hängt, wie in einigen der oben genannten Aspekte queerer Unsichtbarkeit erkennbar ist, mit Ablehnung und Gewalt zusammen und bildet gemeinsam mit der Formulierung der normativen Erwartungen die Trias zur Durchsetzung und Aufrechterhaltung der Heteronormativität – oder, wie Butler (1997) dies formuliert: «It is not that nonheterosexual forms of sexuality are simply *left out* [alle Hervorhebungen v. Verf.], but that their *suppression* is essential to the operation of that prior *normativity*» (S. 274).

#### **5.1.4. Durchschlagskraft**

Die immense Durchschlagskraft und Dominanz der Heteronormativität zeigt sich auch darin, dass sie selbst in queeren Gemeinschaften zu finden ist sowie darin, dass sie mit anderen Unterdrückungsformen interagiert.

Heteronormativität ist von queeren Menschen internalisiert und wirkt somit bis in queere Gemeinschaften hinein. Lesbische/bi Frauen berichten beispielsweise davon, dass trans Männer sichtbarer sind als trans Frauen oder dass (insbesondere von trans Menschen) eine Orientierung an binären Geschlechterrollen erwartet wird. Besonders die im vorangehenden Unterkapitel zuletzt erwähnten Subformen von und Hierarchisierungen in der Heteronormativität sind auch in queeren Gemeinschaften zu finden, wie beispielsweise die Dominanz von sexueller/romantischer Orientierung über Geschlechtsidentität, sowie cis-normative Haltungen. Insbesondere letztere sind verbreitet und stüt-

zen damit die Grundannahme der Heteronormativität: Die angeblich natürliche, biologische, körperliche Grundlage von Geschlecht. So erzählt Beatrice, dass sie sich in vielen lesbischen/queeren Gemeinschaften/Gruppen als trans Frau nicht wohl und willkommen fühlt, da diese die Perspektiven und Bedürfnisse von trans Menschen zu wenig berücksichtigen. Anna und Fiona berichten von verbreiteter Befindlichkeit in queeren Gemeinschaften.

Dass Heteronormativität mit anderen Unterdrückungsformen wie Rassismus und Sexismus in Verbindung steht und somit als *intersektionaler Wirkmechanismus* bezeichnet werden kann, zeigt sich darin, dass die Interviewpartnerinnen diese Unterdrückungsformen oft in einem Atemzug nennen und darin ähnliche Muster feststellen. Einige lesbische/bi Frauen greifen hingegen selbst auf – insbesondere rassistische – Stereotypisierungen zurück, indem sie bei migrantischen, rassifizierten und wenig kulturell assimilierten Menschen eine geringere Akzeptanz für ihr lesbisch/bi Sein vermuten und diese Vermutung in entsprechenden persönlichen Erlebnissen bestätigt sehen. Ein weiteres Ergebnis, das auf intersektionale Wirkmechanismen verweist, ist darin zu finden, dass einige lesbische/bi Frauen gesellschaftsliberale Werthaltungen mit gehobenem sozioökonomischem Status verbinden, respektive in letzterem eher Akzeptanz vermuten als in tieferen sozioökonomischen Klassen. Nebst mit Rassismus verbindet sich Heteronormativität also ebenso mit Klassismus. Dies kommt auch in folgendem Zitat zum Ausdruck:

«Diese Schule hat wirklich eine Stimmung geschaffen, wo die Vielfalt eigentlich erased wird, weil alle müssen möglichst einem Ideal entsprechen von, von so einem bürgerlichen ehm bildungselitären Ideal, oder. Und zu dem gehört natürlich auch, dass ehm, dass man hetero ist, dass man heiratet, ein Einfamilienhaus hat und Kinder hat und trotzdem Karriere macht, und die Frauen sowieso, Karriere und Kinder.» (Beatrice, Pos. 384–388)

Beatrice beschreibt hier eine normative Macht, die bürgerlich-kapitalistische Leistung mit Heteronormativität verbindet. Einige Autor\*innen beschreiben diese Verbindung als ein neoliberales Angebot der Akzeptanz einer (spezifischen, homonormativen<sup>27</sup>) lesbischen/bi Le-

---

<sup>27</sup> Kurz gesagt bedeutet Homonormativität die grösstmögliche Anpassung von homo Menschen an die Heteronormativität innerhalb ihres homo Seins und die

bensweise zum Preis der Anpassung an die kapitalistischen Bedingungen: «Die neoliberalen Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt ... fördert nur diejenigen Formen sexueller und geschlechtlicher Pluralität, die sich verwerten lassen, und das auch nur, solange sie sich verwerten lassen» (Woltersdorff, 2017, Der Preis der Freiheit – und wer ihn bezahlt, Abs. 4; s. auch Foucault, 1976/1983, S. 112–113). Dies kommt in den Interviews beispielsweise darin zum Ausdruck, dass Hanna und Irina ihre Karriereorientierung betonen, Einschränkungen ihrer kapitalisierbaren Leistungsfähigkeit bedauern oder diese um jeden Preis aufrechterhalten/verbessern wollen. Dabei darf nicht übersehen werden, dass es auch lesbische/bi Frauen gibt, die nicht 'nur' lesbisch/bi sind, sondern auch von Armut betroffen, Rassismus erleben, die kapitalistisch geforderte Leistung nicht erbringen können (z. B. durch Behinderung) oder ihr Leben nicht an der Heteronormativität orientiert gestalten *wollen* (Nguyen, 2021; Robinson, 2016). Diese werden bei diesem Handel aussen vor gelassen, wie Irina, die körperliche Beschwerden hatte, die sie eine gewisse Zeit bei der Ausübung ihrer Tätigkeiten in der Berufslehre *behinderten*. Inwiefern sich dies auf ihr lesbisch/bi Sein auswirkte, wäre näher zu untersuchen gewesen. Jedoch gibt die Stigmatisierung von psychischen Erkrankungen einen Hinweis darauf, dass sich solche Behinderungen tatsächlich auf das lesbisch/bi Sein auswirken: Hanna und Irina berichten davon, dass sie beim Dating mit diesbezüglichen (auch internalisierten) Stigmatisierungen konfrontiert waren.

### 5.1.5. Machtblindheit

Die ungleiche Verteilung von Macht zugunsten der Heteronormativität und zuungunsten aller Abweichungen von ihr wird als so natürlich und selbstverständlich angesehen, dass die Wirkung dieser Macht oft verkannt wird. Der hierfür verwendete Begriff der Machtblindheit bezeichnet Handlungen und Haltungen, die die Wirkmächtigkeit von

---

Anpassung an andere normative Kategorien wie eben z. B. eine kapitalistische Leistungsnorm. Das Konzept wird in Kap. 6.2.2 *Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen* und 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit* weiter diskutiert.

Machtungleichheiten sowie eigene Privilegien leugnen, *Machtgleichheit* behaupten und Ungleichheiten als individuelles Versagen den unterprivilegierten Menschen selbst zuschreiben (Kurzman et al., 2014; bzgl. rassistischer *color-blindness*: Bonilla-Silva, 2003). Was Burke (2017) im folgenden Zitat in Bezug auf rassistische Machtblindheit beschreibt, kann ähnlich auf heteronormative Machtblindheit angewandt werden<sup>28</sup>:

Diversity ideology allows whites to support principles of inclusion while failing to support policies that enact these principles. Ultimately, this takes place when dynamics of power are unacknowledged, in favor of practices that make whites feel better or to enhance their lives. (S. 4)

Die ‘Diversitätsideologie’ wird hier also als (neo)liberales (Bonilla-Silva, 2003, Kap. 2) Feiern von Vielfalt entlarvt, die sich jedoch nicht darum kümmert, die trotzdem weiterhin bestehenden Machtungleichheiten tatsächlich zu beseitigen, womit sie machterhaltend wirkt und fortbestehende Ungleichheiten individualisierend den stigmatisierten Menschen anlastet (s. auch Kurzman et al., 2014, S. 723–724).

Machtblindheit zeigt sich für die interviewten lesbischen/bi Frauen entsprechend besonders in Kontexten, in denen eine grundsätzliche Offenheit gegenüber sexueller, romantischer und geschlechtlicher Vielfalt respektive queeren Menschen besteht, wie in dieser Schilderung zum Ausdruck kommt:

«Sie [Kollegin] ist halt so supportive, dass sie dann teilweise nicht sieht, warum wir als Community teilweise noch recht reserviert sind und vorsichtig sein können bei Sachen. Weil für sie ist es ja gar kein Thema und sie kommt, also sie weiß schon, dass es Leute gibt, wo uns irgendwie das Leben schwer machen wegen dem, aber weil es für sie in ihrem Kopf so selbstverständlich ist, dass es gar kein Thema ist, dass das normal ist, dann ehm findet sie, dass wir teilweise auch so zu vorsichtig sind.» (Anna, Pos. 843–848)

Die eigene akzeptierende Haltung versperrt hier den Blick auf institutionelle und strukturelle Diskriminierung sowie auf die ungleiche

---

<sup>28</sup> Ohne dabei (die je spezifischen Unterdrückungsmechanismen von) Rassismus und Heteronormativität zu vergleichen oder gleichzusetzen. Die Analyseperspektive der *color-blindness* ist jedoch innerhalb der Diskussion des Begriffs der Machtblindheit besonders fundiert und elaboriert, weshalb sie hier herangezogen wird.

Verteilung von Privilegien und Macht und behauptet (explizit oder implizit) eine Gleichberechtigung, die so nicht besteht.

Die spezifischen Bedürfnisse und Erfahrungen von queeren Menschen in einer heteronormativ dominierten Gesellschaft werden mit dieser machtblinden Haltung der Gleichbehandlung nicht berücksichtigt:

«Man kann mich nicht einfach wie eine cis Frau behandeln, das ist nicht richtig. Man muss mich nicht normal behandeln, sondern man muss mich entsprechend behandeln, man muss mich adäquat meiner, meiner Situation entsprechend irgendwie behandeln und man muss diese Besonderheiten, wo sich ergeben durch mein trans Sein berücksichtigen und mit einbeziehen und wertschätzen und nicht einfach ignorieren und so tun als wäre, ja weisst du für mich bist du genauso eine Frau wie alle anderen. Ja schon, aber nicht genauso, weisst du wie ich meine, so genauso in der Menge, aber nicht genauso im Inhalt. Und ich glaube den und diese Unterscheidung haben viele Menschen noch nicht verstanden, dass es wie gleichwertig aber nicht gleich.» (Beatrice, Pos. 822–830)

Diese Schilderungen von Beatrice kritisieren die verbreitete Haltung der Gleichbehandlung, die nicht angebracht ist, da keine Gleichheit und Gleichberechtigung von queeren und hetero cis Menschen bestehen, sondern diese hergestellt werden müssen. Dies bedarf einer Berücksichtigung der spezifischen Bedürfnisse queerer Menschen, die sich aus ihrer Stigmatisierung und Diskriminierung ergeben. Ähnlich gelagert ist die Haltung, dass lesbisch/bi Sein eine rein private Angelegenheit sei, – eine Haltung, die lesbische/bi Frauen teilweise selbst vertreten – was angesichts nach wie vor bestehender Ungleichbehandlung, Diskriminierung und Abwertung lesbischer/bi Frauen, die, wie bisher aufgezeigt, massgeblich mit der Heteronormativität zusammenhängen, nicht zutrifft. Vielmehr haben privilegierte Menschen, die der Heteronormativität entsprechen, eine Verantwortung, diese Machtungleichheit abzubauen, wie einige lesbische/bi Frauen auch fordern.

Dass diese, aus einer machtblinden Haltung heraus postulierte, Gleichbehandlung von lesbischen/bi Frauen und hetero cis Menschen nicht gegeben ist, zeigen zahlreiche Äusserungen lesbischer/bi Frauen, in denen sie Erleichterung und Dankbarkeit dafür äussern, dass ihr Umfeld ihr lesbisch/bi Sein akzeptiert, und bereits das Ausbleiben von Ablehnung positiv bewerten:

«Sie [Familienmitglieder] haben sehr ruhig reagiert, also nicht irgendwie komisch oder so von wegen wäh [Äusserung von Ekel], jetzt wollen wir sie nicht mehr in der Familie haben.» (Irina, Pos. 802–803)

In der Erwartung, vom persönlichen/familiären Umfeld Ablehnung aufgrund des lesbisch/bi Seins zu erfahren und in der Erleichterung, wenn diese ausbleibt, zeigt sich, dass keine Gleichwertigkeit von homo/bi und hetero besteht sowie, dass die Machthierarchien zugunsten des (hetero cis) Umfelds ausfallen, welches die Bewertung des lesbisch/bi Seins vornimmt, wohingegen die lesbische/bi Frau dankbar für Akzeptanz sein muss.

Machtblindheit äussert sich schliesslich auch darin, dass bei lesbisch-/bi-feindlichem Verhalten die lesbische/bi Frau aus der Situation gewiesen wird respektive zu ihrem eigenen Schutz die Situation verlässt (beides z. B. in Form von Schulwechseln, die mehrere Interviewpartnerinnen schildern), aber gleichzeitig keine Aufarbeitung mit dem\*der/den Täter\*innen stattfindet.

### 5.1.6. Veränderung

Diese Machtungleichheiten zuungunsten lesbischer/bi Frauen zeigen sich in sozialen Interaktionen als Veränderung<sup>29</sup>, die der Aufrechterhaltung heteronormativer Vorherrschaft dienen: «Die jeweils bestehende gesellschaftliche Hegemonie sowie die mit ihr einhergehenden Prozesse der Selbstaffirmation und Veränderung müssen als ständig umkämpfte Kräfteverhältnisse vorgestellt werden» (Maihofer, 2014, S. 321). Veränderung beschreibt dabei die Herstellung respektive Hervorhebung von Differenz mittels Normsetzung sowie die Abwertung und hierarchische Unterordnung von Abweichung durch die machtvolle Position (Jensen, 2011) und ist damit sehr vergleichbar mit dem in Kapitel 2.1 *Identität, Stigma, ...* erwähnten Ansatz des *labeling* (Link & Phelan, 2001). Veränderung umfasst also die bereits beschriebenen Durchsetzungsmechanismen von Heteronormativität, fokussiert jedoch nochmals stärker auf soziale Interaktionen und Handlungen, in denen diese zum Ausdruck kommen und damit für Iden-

<sup>29</sup> Im englischsprachigen Diskurs als ‘othering’ bekannt.

titätsprozesse bedeutsam werden (Jensen, 2011). Veränderung dient damit als Bindeglied, das aufzeigt, wie Heteronormativität zusammen mit Macht(blindheit) auf Strategien lesbischer/bi Frauen einwirkt.

Veränderung zeigt sich bei den Interviewpartnerinnen beispielsweise darin, dass das Umfeld (oftmals die Eltern) lesbische/bi Frauen mit der Vermutung konfrontiert, dass sie lesbisch seien – Bisexualität/-romantik erfährt, wie bereits erwähnt (s. Kap. 5.1.3 *Unsichtbarkeit*), eine grössere Unsichtbarkeit und wird daher meist gar nicht in Betracht gezogen. Veränderung ist auch in einer voyeuristischen Neugierde zu sehen, die beschreibt, dass sehr persönliche bis indiskrete Fragen, beispielsweise zu (sexueller/romantischer) Anziehung, an die lesbischen/bi Frauen adressiert werden. In solchem Verhalten zeigt sich die Haltung, das Recht zu haben, solche Fragen stellen zu dürfen, da eine (vermutete) Normabweichung vorliegt und diese einer Erklärung bedürfe. Damit verbunden ist auch die Erwartung, dass lesbische/bi Frauen sich outen (müssen/sollen), um Sichtbarkeit zu erlangen und in ihrem lesbisch/bi Sein anerkannt zu werden:

«Es wird irgendwie nie als Option angeschaut, bis du es nicht explizit sagst.» (Anna, Pos. 250)

Sich nicht zu outen würde also bedeuten, weiterhin als hetero wahrgenommen zu werden (s. auch Brodersen, 2018). Das beinhaltet auch, dass lesbische/bi Frauen sich stets zu ihrer nicht- (ausschliesslichen) Anziehung zu Männern äussern müssen – es braucht eine Abgrenzung und Begründung der Normabweichung, was wiederum auf die Dominanz und Macht der Norm verweist. In den Interviews kommt dies dadurch zum Ausdruck, dass die lesbischen/bi Frauen sich immer von sich aus, ohne entsprechende Frage des Interviewers, dazu geäussert haben und sich damit zur heteronormativen Erwartung positionieren (s. auch Kap. 5.2.1 *Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung*). Dieser Druck zu Geständnissen über die persönliche sexuelle/romantische Anziehung – und, für lesbische/bi Frauen, über die Abweichung von der Heteronormativität – wird von Foucault (1976/1983, S. 57–76) als zentraler Bestandteil der Macht über und Kontrolle von Sexualität beschrieben. Die Veränderung ist damit eine Form der Umkehrung der Verantwortung für die Normabweichung von der machtvollen an die stigmatisierte Position (Rommelspacher,

1997, S. 254–255), wobei die Gefahr, nicht ernst genommen zu werden, dadurch keineswegs gebannt ist (Brodersen, 2018; Krell & Oldemeier, 2017). Dass ihr lesbisch/bi Sein angezweifelt und infrage gestellt wird, beschreiben denn auch die Interviewpartnerinnen. Dies geschieht beispielsweise durch wiederholte Äusserung der Erwartung an eine lesbische Frau, dass sie einen Mann heiraten werde/solle. Weiter sind Fremdbeurteilungen der Echtheit des lesbisch/bi Seins anzutreffen, indem Menschen aus dem Umfeld (in der Regel ungefragt) äussern, ob sie sich gedacht hätten, dass das Gegenüber lesbisch/bi sei oder nicht, also eine Bewertung von Aussehen und Verhalten, gemessen an stereotypen Vorstellungen über lesbische/bi Frauen und damit implizit eine Bewertung darüber, ob ihr lesbisch/bi Sein authentisch sei oder nicht. Diese Form der Veränderung und insbesondere die Äusserung, man habe sich schon gedacht, dass sie lesbisch/bi seien, wird von lesbischen/bi Frauen oft positiv, als eine Form der Anerkennung des (gleichwertigen) Andersseins, erlebt, sofern sie mit einer akzeptierenden Haltung erfolgt. Ist diese Haltung nicht erkennbar oder findet ein Fremdouting statt – also eine Mitteilung der lesbischen/bi Orientierung an weitere Personen, ohne dass die betreffende lesbische/bi Frau dazu ihr Einverständnis signalisiert hat – wird die Veränderung als übergriffig und verletzend erlebt.

Die in diesem Kapitel beschriebene Heteronormativität erleben zwar alle Menschen, doch müssen sich lesbische/bi Frauen aufgrund ihrer (mehrfachen) Abweichung davon im Vergleich zu Menschen, die diesen Normen (stärker) entsprechen, intensiver damit auseinandersetzen, um ihre lesbische/bi Identität zu leben. Im Folgenden werden diese Auseinandersetzungsarten als Strategien im Umgang mit der Heteronormativität und als Annäherungsstrategien an ein lesbisches/bi Selbstbewusstsein beschrieben.

## 5.2. Strategien lesbischer/bi Frauen

Die Strategien, wie lesbische/bi Frauen mit Heteronormativität umgehen und wie sie lesbisches/bi Selbstbewusstsein aufbauen, können nicht in eindeutigen, allgemeingültigen Wegen und fixen Zielen beschrieben werden. Vielmehr sind diese Prozesse individuell, die ver-

schiedenen Strategien stehen im Lebensverlauf und in verschiedenen sozialen Kontexten unterschiedlich im Fokus und werden somit auch immer wieder neu angewandt, wobei nicht alle lesbischen/bi Frauen auf alle diese Strategien zurückgreifen. Strategien sind dabei als Handlungen zu verstehen, die nicht immer bewusst und gezielt ein- und umgesetzt werden.

### **5.2.1. Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung**

Lesbische/bi Frauen sind aufgrund der Normabweichung, die ihr lesbisch/bi Sein darstellt, dazu gezwungen, sich aktiv zur Heteronormativität zu positionieren und sich davon abzugrenzen, um ihr lesbisch/bi Sein leben zu können. Jedoch finden nicht nur Abgrenzungen statt, sondern lesbische/bi Frauen wenden auch Strategien an, um diese Abgrenzung zu moderieren und stärker oder schwächer, schneller oder langsamer, klarer oder subtiler, umfassender oder partieller auszustalten. Somit kommen stets auch Anpassungsstrategien an die Heteronormativität zum Zug.

Von grosser Bedeutung für lesbische/bi Frauen sind Zweifel und Verunsicherung über ihre sexuelle/romantische Orientierung, ausgelöst durch ein zunehmendes Erkennen, dass diese von der Heteronormativität abweicht, verbunden mit diesbezüglichen Befürchtungen, beispielsweise von Ablehnung. Auch Gefühle von Scham und Falschsein können auftreten. Die Normabweichung wird somit als beängstigend und verunsichernd erlebt und zu unterdrücken versucht, beispielsweise durch Ablenken und Ausblenden von lesbischen/bi Gefühlen und Gedanken, was jedoch in der Regel nicht (dauerhaft) funktioniert. Dies kann zu einem regelrechten Wechselbad der lesbischen/bi Gefühle zwischen Abwehren und Zulassen werden:

«Ich bin so überrascht gewesen von mir, so in dem Sinn, dass ich so auf voll offen gewesen bin dafür [dass sie sich in eine Frau verliebt hat], obwohl ich eigentlich nicht so weit gewesen bin habe ich, also ich habe Angst gehabt davor, aber ich bin eigentlich schon weit gewesen mit meinen Gefühlen, ich bin schon bei ihr [Mädchen, in das sie sich verliebt hat] gewesen und ich hätte ich bin könnt- hätte können sagen ah schau ich, ich liebe dich, weisst du. Und eigentlich habe ich immer

Angst gehabt davor und ja, ja ich weiss noch wie oft ich mir das einfach vorgestellt.» (Corine, Pos. 809–815)

Die Verunsicherung zeigt sich auch in Gedanken darüber, ob die Anziehung freundschaftlicher oder sexueller/romantischer Art sei, oder ob sie nur eine Phase sei – Sichtweisen, die oben bereits als Teil der Heteronormativität aufgetaucht sind und dabei auch mit weiblichen Geschlechterrollennormen zu tun haben: Die Interviewpartnerinnen beschreiben, dass körperliche Nähe zwischen Frauen länger als freundschaftlich gewertet wird als zwischen einer Frau und einem Mann oder zwischen zwei Männern. Dies zeigt sich auch darin, dass Beatrice als lesbische *trans* Frau körperliche Nähe zu anderen Frauen schneller als über eine Freundschaft hinausgehend erlebt als *cis* Frauen, da sie zuvor eine auf Männlichkeit ausgerichtete Sozialisation erlebt hat – respektive als auch von anderen Menschen als weiblich wahrgenommen kann sie, im Vergleich zur Zeit, als sie noch als männlich wahrgenommen wurde, mehr körperliche Nähe zeigen, die nicht als sexuell gilt.

Als Positionierungsstrategie kann auch die Haltung lesbischer/bi Frauen verstanden werden, dass sexuelle/romantische Orientierung und Anziehung sich verändern, verändern dürfen und ein Prozess des Erkennens eigener Bedürfnisse und Wünsche sowie eine Entwicklung des Wissens um die Vielfalt von Geschlecht und Anziehung sind:

«Ich habe das Gefühl, je mehr wie man dazu lernt, desto mehr, keine Ahnung, sieht man auch neue Öff- also neue Optionen, so. Ich habe sehr lange keine Ahnung gehabt von anderen Geschlechtsidentitäten als, als im cis Spek- also als jetzt cis Geschlecht da, und so. Ich habe das Gefühl, je mehr man lernt, desto mehr sieht man auch neue Möglichkeiten, wo man sich könnte für Menschen interessieren.» (Fiona, Pos. 501–505)

Diese Haltung ist eine Abgrenzung von der Heteronormativität, die Anziehung nicht nur als hetero, sondern auch als unveränderlich vorgibt.

Eine Strategie der Anpassung sind Versuche, die Heteronormativität zu erfüllen, indem beispielsweise Geschlechterrollennormen gelebt, hetero Beziehungen gesucht respektive versucht, die Erfüllung von *cis*-Körpernormen angestrebt werden, oder eine Orientierung an Ehe und Hochzeit – «und dann auch so wirklich kitschig, mit so weissen Kleidchen und alles mögliche» (Irina, Pos. 824). Auch zu lesbischen/bi Stereotypen, die sowohl Äußerlichkeiten wie auch Verhaltensweisen

betreffen, müssen lesbische/bi Frauen sich zwischen Abgrenzung davon und Anpassung daran positionieren:

«Ich versuche immer noch ein wenig so herausfinden, was macht einen aus, dass man gay ist. Also muss man das unbedingt äußerlich zeigen, also eben mit gefärbten Haaren oder so oder ähm kann man auch sich ganz normal anziehen? Ich kenne auch Leute, die sich einfach ganz normal angezogen und nachher dann gesagt haben ja ich bin bi, obwohl ich das niemals von denen erwartet hätte, dass sie es sind. Deshalb finde ich selber einfach, ich habe so ein wenig meinen, meinen Kleidungsstil, ich habe ein wenig meinen äh, charakteristischen äh Stil irgendwie. Das, das trifft alles einfach so ein wenig zu, dass man merkt halt einfach, dass ich so eine leichte gay Ding habe.» (Giulia, Pos. 522–529)

In dieser Positionierung geht es um Fragen der Zugehörigkeit und des *genug-Seins* im Zusammenhang mit dem lesbisch/bi oder dem Frau Sein. Sie verweist auf das, was in der *Femme Theory* (Hoskin, 2013; s. Kap. 6.3.5) diskutiert wird, die sich mit der Frage beschäftigt, was Heteronormativität für Weiblichkeit und was Abweichungen von diesen Weiblichkeitsnormen bedeuten. Eine Erkenntnis daraus ist, dass Abweichungen von der heteronormativen Weiblichkeit – wie sie lesbisch/bi Sein darstellt – mit neuen, sozusagen konträren Normen verbunden sind, also den Stereotypen zu lesbischen/bi Frauen (Blair & Hoskin, 2015; Hoskin, 2013). Daraus erklären sich Giulias – und sie ist damit bei weitem nicht die einzige unter den Interviewpartnerinnen – soeben geschilderten Überlegungen dazu, ob sie sich an die Stereotypen anpassen muss/soll, um als lesbisch/bi (an)erkannt zu werden.

Die Positionierung zwischen Anpassung und Abgrenzung ist, wie eingangs erwähnt, ein Kontinuum, das teilweise mit dem Begriff *Anpassungskompromiss* (Sicherheit und Anerkennung durch Anpassung) beschrieben werden kann, wie es folgende Ausführungen von Beatrice bezüglich ihres trans Seins auf den Punkt bringen:

«Für wen mache ich eine Genital-OP? Mache ich das für mich? Würde ich das im Vakuum auch machen? Und mir ist wirklich so aufgegangen: Ich mache das eigentlich nur, damit ich den Regeln der Gesellschaft kann entsprechen und dementsprechend mehr Freiheit habe. Und irgendwie, und muss wie jetzt ehm, mich halt darauf einlassen, dass ich das nicht nur für mich mache. ... In dieser Gesellschaft ehm musst du ja irgendwie einfach schauen, dass es dir gut geht. Und dann musst du halt wie manchmal ehm Kompromisse eingehen mit dem eigentlichen Feind Cisnativativität, oder. Das ist 'huren' krass finde ich, also das ist, das ist wirklich ein ehm,

ein heftiger Prozess für mich, aber ehm auch mega spannend.» (Beatrice, Pos. 650–659)

In dieser Schilderung kommt das Abwägen zwischen Normerfüllung und Selbsterfüllung, zwischen *Me* und *I* (Mead; s. Kap. 2.1 *Identität, Stigma, ...*) zum Ausdruck, das im *Anpassungskompromiss* steckt. Außerdem handelt es sich auch hier um eine Auseinandersetzung mit den heteronormativen *cis* Körpernormen von Weiblichkeit, die ebenfalls mit der *Femme Theory* beschrieben werden.

An die im vorangehenden Unterkapitel beschriebene Veränderung anschliessend und mit dieser in Verbindung stehend, wird an lesbische/bi Frauen eine Pflicht formuliert, sich zu outen, zu der sie sich positionieren müssen. Diese Pflicht wird in der Regel nicht explizit formuliert, allerdings zeigt sich ihre Wirkmacht darin, dass lesbische/bi Frauen von sich aus erwähnen, ob sie sich bei jemandem geoutet haben oder nicht und sich rechtfertigend erklären, wenn sie nicht geoutet sind:

«Ich rede auch wie nicht so gross darüber. Ich weiss nicht, vielleicht ist das von früher auf, dass ich nicht mehr so also, dass ich nicht so darüber rede, ähm aber ich glaube einfach ich, also ich will nicht sagen ich bin nicht offen gegenüber diesem Thema, aber ich bin jetzt nicht jemand ich rede jeden Tag darüber. Wenn man mich darauf anspricht, wenn das gerade ein Thema ist, dann bin ich mega gesprächig.» (Hanna, Pos. 832–836)

Die Pflicht, sich zu outen hat für lesbische/bi Frauen auch die Funktion, zu sich selbst zu stehen, und damit eine selbstermächtigende Komponente. Wohl auch deshalb wird sie von lesbischen/bi Frauen oft nicht infrage gestellt und nicht nur negativ erlebt. Es gibt jedoch auch Zurückweisungen dieser Pflicht, beispielsweise, wenn es für die Beziehung keine Rolle spielt (z. B. Mitschüler\*innen) oder die lesbische/bi Frau sich noch nicht bereit dazu fühlt. Die Pflicht, sich zu outen zeigt sich auch darin, dass lesbische/bi Frauen ein Verheimlichen als Selbstverleugnung (sich selbst gegenüber) und Unehrlichkeit (anderen gegenüber) empfinden:

«Aber ich will dann dazu stehen und mich nicht verstecken, weil ich bin so eigentlich dafür, dass wir alle uns stärken sollten und einfach uns selber sein und uns zeigen. ... Und ich weiss auch wie mühsam es ist einfach sich die ganze Zeit verstecken und nur lügen und irgendwie einfach Angst haben.» (Corine, Pos. 427–432)

Eine ähnliche Positionierung erfolgt in Bezug auf die Pflicht, aufzuklären oder zu «educaten» (Anna, Pos. 306): Von lesbischen/bi Frauen wird erwartet, dass sie als «Infozentrale» (Anna, Pos. 835) fungieren. Auch diese Pflicht wird von lesbischen/bi Frauen vielfach anerkannt und akzeptiert:

«Ich finde einfach auch man muss ein wenig allen Menschen klar machen, dass es heutzutage normal ist, und ich finde es auch toll, dass es normal ist, und ich möchte das auch eben so rüberbringen.» (Ella, Pos. 806–808)

Doch diese Pflicht wird auch kritisiert oder zurückgewiesen – insbesondere, wenn es um sehr persönliche Fragen geht oder um Informationen, die z. B. im Internet selbst gefunden werden können.

Der Positionierung zwischen Anpassung an die und Abgrenzung von der Heteronormativität dient ausserdem die Strategie der Informationsbeschaffung. Indem lesbische/bi Frauen sich über queere Themen informieren, relativiert sich die Absolutheit der Heteronormativität und es eröffnen sich neue Möglichkeiten:

«Mit dem, wo ich online gefunden habe, hat sich das dann glaube schon recht äh, ich weiss nicht wie schnell, aber hat sich ja über irgendwie zwei, drei Jahre recht geändert so. Oder halt einfach erweitert.» (Anna, Pos. 886–888)

Eine Positionierung kann schliesslich auch darin bestehen, queeren Aktivismus und queere Sichtbarkeit zu kritisieren und sich davon distanzieren, womit lesbische/bi Frauen der Heteronormativität in dieser Frage verbunden bleiben. Auch ist das Verhältnis einiger lesbischer/bi Frauen zum Begriff *lesbisch/Lesbe* ambivalent, was ebenfalls als Ausdruck einer Positionierung verstanden wird, da beispielsweise Anna den politischen und historischen Gehalt des Begriffs wertschätzt, «aber so das Wort lesbisch und vor allem so Lesbe, da stehen alle Haare bei mir auf, weil es, ... wo ich aufgewachsen bin, einfach immer so negativ konnotiert verwendet worden ist.» (Anna, Pos. 927–929). Sie steht somit in einem Prozess zwischen Anerkennung und Zurückweisung des Begriffs.

Einige Autor\*innen (D'Augelli, 1994, S. 325–326; Eliason & Schope, 2007, S. 22) nennen die Auseinandersetzung mit internalisierter Homo-/Binegativität als Bestandteil der Entwicklung einer persönlichen lesbischen/bi Identität. Dieser Aspekt taucht am ehesten in den hier

beschriebenen Positionierungsstrategien auf, tritt aber nicht deutlich als gesonderter, abgrenzbarer Prozess hervor.

### 5.2.2. Schutzstrategien

Lesbische/bi Frauen wenden vielfältige Strategien an, um sich insbesondere vor Abwertung und Gewalt zu schützen und sich diese erklärbar zu machen.

Sehr verbreitet ist dabei ein Verstecken des lesbisch/bi Seins, wobei sich bewusst nicht zu outen die grundlegendste Form davon ist. Weitere Formen sind, eine Beziehung mit einer Frau bewusst nicht zu zeigen (z. B. kein Händchenhalten in der Öffentlichkeit) oder nur als Freundschaft zu bezeichnen, die Themen Beziehung und Anziehung in sozialen Interaktionen und Gesprächen möglichst zu vermeiden, sich nicht zu queeren Themen zu äussern und das eigene Interesse daran nicht zu zeigen, queere Symbole (z. B. Regenbogenfahne) und lesbische/bi Stereotypen zu vermeiden, oder abzustreiten, lesbisch/bi zu sein. Im Verstecken als Schutzstrategie schwingt stets auch die Pflicht mit, sich zu outen, was bei lesbischen/bi Frauen oft Gefühle von Selbstverleugnung und Täuschung des Umfelds auslöst (s. vorangehendes Unterkapitel 5.2.1). Das Verstecken ist vielfach mit Begründungen verbunden, die auf die Heteronormativität und ihre Durchsetzungsmechanismen verweisen: Sehr verbreitet ist die Angst vor Ablehnung und Ausschluss (Kap. 5.1.2), bis hin zur Angst vor Gewalt:

«So hat man halt immer wieder Angst, dass das irgendwie rauskommt und am Schluss nachher auch die eigene Freundin verschlagen wird oder so, oder ja gemobbt wird. Also man, man fühlt sich ziemlich ja unwohl in der Klasse auch, wenn dieses Thema aufkommt. Aber am liebsten würde ich es halt auch einfach sagen: Jetzt seid doch einfach mal ruhig und so es, es sind Menschen, Menschen dürfen leben. Aber man getraut sich halt so nie sich für sich da stehen, vor allem wenn es so eine grosse Menge gegen einen ist.» (Giulia, Pos. 63–68)

In diesem Interviewzitat sind mehrere der soeben erläuterten Bestandteile der Schutzstrategie des Versteckens zu finden: Die Angst vor Gewalt und Ablehnung, das Vermeiden des Themas, das Gefühl der Selbstverleugnung. Auch einen weiteren Grund, das lesbisch/bi Sein

zu verstecken, nennt Giulia hier, nämlich die Angst davor, entdeckt zu werden respektive vor einem unfreiwilligen Coming-out (s. auch Kap. 5.1.6 Veränderung). Einige lesbische/bi Frauen verstecken ihr lesbisch/bi Sein zudem aus Rücksicht auf hetero cis Menschen, um bei ihnen kein Unbehagen auszulösen – obwohl es doch vielmehr die Heteronormativität ist, die lesbische/bi Frauen einschränkt, womit sich die Wirkung der Machtblindheit (Kap. 5.1.5) zeigt. Schliesslich können auch bereits bestehende Probleme und Konflikte (insbesondere in der Familie) in anderen Themenbereichen als der sexuellen/romantischen Anziehung lesbische/bi Frauen davon abhalten, sich zu outen, da sie befürchten, dies könnte zu deren Verschärfung führen. Eine weitere Form des Versteckens ist ein Doppelleben, wie beispielsweise Abmachungen der Verschwiegenheit unter denjenigen, die vom lesbisch/bi Sein wissen, oder unterschiedliche Konten auf einer Plattform der Sozialen Medien zu pflegen.

Lesbische/bi Frauen versuchen abzuschätzen, wer wie viel Offenheit respektive Ablehnung in Bezug auf ihr lesbisch/bi Sein zeigen könnte. Diese Abschätzung kann unter Rückgriff auf stereotypisierte Vorstellungen über gewisse Personengruppen erfolgen, die teilweise mit entsprechenden persönlichen Erfahrungen begründet werden. Verbreitete Kategorien sind dabei Ethnisierung/Kultur respektive Assimilationsgrad von Migrant\*innen, Geschlecht, Alter, Generation, Bildungsstand und Berufsfelder. Diese stereotypisierten Einteilungen dienen lesbischen/bi Frauen auch dazu, sich tatsächlich erlebte Ablehnung zu erklären. Darüber hinaus wenden lesbische/bi Frauen bei erlebter Ablehnung weitere Strategien an, um sich davon abzugrenzen und sich vor Verletzungen, die durch die Ablehnung entstehen könnten, zu schützen. Einerseits ist eine Distanzierung von Ablehnung äussern den Menschen zu finden, indem diese als für sich nicht bedeutsam erklärt werden. Weiter ist Aushalten und Ignorieren der Ablehnung anzutreffen, oder auch eine Resignation darüber, dass Ablehnung einfach bestehe und kaum abgebaut werden könne. Schliesslich zeigen lesbische/bi Frauen bisweilen sogar Verständnis für die Ablehnung und relativieren sie, beispielsweise, indem sie dahinter keine böswillige (oder gar eine gut gemeinte) Intention vermuten, die Intensität der Ablehnung herunterspielen, fehlendes Wissen des Gegenübers als Er-

klärung anführen oder Ablehnung als (gleichwertige) Meinung akzeptieren.

Der Umgang mit erlebter oder befürchteter Ablehnung erweist sich auch in anderen Studien (Karich, 2003; Krell & Oldemeier, 2017; Les-MigraS, 2012; McLean, 2007; Weinberg et al., 1995; Zuehlke, 2004) als bedeutende Herausforderung für lesbische/bi Frauen. Die Angst vor negativen Reaktionen auf ein Coming-out ist einigen Autor\*innen zufolge der zentrale Treiber, der der Anwendung von «Strategien zur Gestaltung eines Coming-outs und ... zur Vermeidung eines Coming-outs» (Karich, 2003, S. 110) zugrunde liegt (Brodersen, 2018; Eliason & Schope, 2007). Die Schutzstrategien sind also eng mit den Coming-out-Strategien (s. nachfolgendes Unterkapitel 5.2.3) verknüpft, wie dies auch eine weitere hier gefundene Strategie zur Abschätzung des Grades an Akzeptanz respektive Ablehnung – insbesondere im Hinblick auf ein von lesbischen/bi Frauen beabsichtigtes Coming-out – deutlich macht: *Sondierungen*. Damit ist gemeint, dass lesbische/bi Frauen das Gespräch auf queere Themen lenken, um die Haltung des Gegenübers dazu in Erfahrung zu bringen. Auch nicht selbst initiierte Gespräche oder Äusserungen (z. B. die Thematisierung im Schulunterricht, oder wie die Eltern über queere Menschen reden) werden von lesbischen/bi Frauen dazu genutzt, die Offenheit ihres Umfelds herauszufinden.

### 5.2.3. Coming-out-Strategien

Lesbische/bi Frauen wägen oft bewusst ab, bei wem sie sich wann und wie outen. Die soeben beschriebenen *Sondierungen* können dabei eine Strategie sein. Eine weitere ist, sich denjenigen Menschen anzuvertrauen, zu denen bereits eine enge Beziehung (z. B. beste\*r Freund\*in) und/oder eine empathische Vertrauensbasis besteht:

«Also vor dem Mami habe ich eben nicht so Probleme gehabt zum ihr das sagen, eben weil wir halt so nahe uns gekommen sind.» (Irina, Pos. 143–144)

Dieses Vertrauen kann auch durch Ähnlichkeiten entstehen, womit insbesondere andere queere Menschen gemeint sind, bei denen es lesbischen/bi Frauen einfacher fällt, sich zu outen.

Ein Coming-out kann im Verlauf eines dieser *Sondierungs-Gespräche* erfolgen, oder als anderweitig direkt formulierte Äusserung, lesbisch/bi zu sein. Zudem wenden lesbische/bi Frauen Coming-out-Strategien an, bei denen sie nicht ihre sexuelle/romantische Orientierung benennen und *labeln* (müssen): Eine verbreitete und oft als einfacher empfundene Coming-out-Strategie ist, eine Beziehung oder eine Verabredung mit einer anderen Frau oder ein Verliebtsein in eine andere Frau zu benennen oder zu leben/zeigen. Beziehungen sind damit nicht nur für die Selbstidentifikation (s. Kap. 5.3.1 *Gefühlsräume*), sondern auch für Coming-outs äusserst bedeutende Ereignisse. Coming-outs anhand einer Beziehung bieten den Vorteil, dass sie einerseits verbal formuliert werden können ('Ich habe eine Freundin.'), aber auch nicht-verbalisiert, als Handlung zum Ausdruck bringen können, lesbisch/bi zu sein:

«Ich habe mich nie bei ihnen geoutet. Es ist mehr so, keine Ahnung, ich habe halt eine Freundin und das ist irgendwie, irgendwie einfach irgendwann klar gewesen.» (Fiona, Pos. 558–559)

'Klar' wird es beispielsweise durch Händchenhalten, Küssen oder indem die Freundin zu Familienfesten mitgenommen wird.

Ausserdem gibt es subtile Formen von Coming-outs, indem lesbische/bi Frauen beispielsweise Symbole wie Regenbogenfahnen aufhängen oder bei sich tragen oder immer wieder queere Themen ins Gespräch bringen und auf diese Weise hoffen, dass das Gegenüber versteht, dass sie lesbisch/bi sind, ohne dies direkt auszusprechen. Auch Brodersen (2018, Kap. 4.3) beschreibt dies sehr anschaulich.

Die Abwägung, bei wem und in welcher Form sich lesbische/bi Frauen outen, ist oft mit einem Gefühl für den «richtigen Moment» (Corine, Pos. 313) verbunden, das insbesondere durch das Mass an Vertrauen und antizipierter Akzeptanz entsteht. Um Coming-outs positiv zu erleben, sind nicht nur die Reaktionen des Umfelds wichtig, sondern auch, dass lesbische/bi Frauen Coming-outs selbstbestimmt gestalten können (bei wem, wann, in welcher Form etc.), was auf den Aspekt der Agency (s. Kap. 5.4.2) hinweist.

Bei Coming-outs spielt zudem die zeitliche Dimension eine Rolle: Besonders dann, wenn lesbische/bi Frauen nicht sicher sind, ob ihr lesbisch/bi Sein auf Akzeptanz stossen wird, kann es eine Strategie sein, eine zeitliche Distanz zwischen dem Coming-out und der Reaktion

zu schaffen, beispielsweise durch die Wahl eines Kommunikationskanals, der keines unmittelbaren Kontakts bedarf (z. B. Brief, elektronische Nachricht), was einer Schutzstrategie spezifisch für Coming-outs entspricht. Die zeitliche Begrenzung der Coming-out-Situation (z. B. durch einen anschliessenden Termin, sodass die Situation nach einer gewissen Zeit verlassen werden muss) kann eine weitere Strategie sein, die Reaktion des Gegenübers auf das Coming-out zeitlich zu kontrollieren/beschränken.

#### 5.2.4. Selbstvergewisserungsstrategien

Selbstvergewisserungsstrategien beschreiben Handlungen und Haltungen lesbischer/bi Frauen, um ihre lesbische/bi Identität zu festigen und biografisch einzuordnen.

Selbstakzeptanz als lesbisch/bi betrifft nicht nur die aktuelle Selbstidentifikation, sondern umfasst oft eine retrospektive Selbstbeschreibung als 'schon immer lesbisch/bi gewesen'. Diese Form der Selbstvergewisserung ist darum wichtig, weil die – auch von lesbischen/bi Frauen internalisierte – Heteronormativität eine 'natürliche' und 'ursprüngliche' Heterosexualität/-romantik postuliert. Mit der retrospektiven Suche nach Anzeichen oder Äusserungen des schon immer vorhanden gewesenen lesbisch/bi Seins, oder einfach einer entsprechenden Selbstbeschreibung, kann dieses frühere hetero Fremdbild – und oft auch Selbstbild – korrigiert werden:

«Ich bin ja nicht ein anderer Mensch gewesen. Ich habe mich einfach zu etwas bekannt, wo, wo noch nicht Hände und Füsse gehabt hat. Und jetzt habe ich, habe ich wie so Hände und Füsse können daran mh setzen. Und jetzt hat es wie so ein wenig laufen gelernt so das Ganze.» (Daniela, Pos. 471–474)

Die Beschreibungen des schon immer lesbisch/bi gewesen Seins finden auch andere Studien (Krell & Oldemeier, 2017; Zuehlke, 2004). Ähnlich verhält es sich mit der retrospektiven Bewertung einer früheren Identifikation als bi: Diese wird von einigen lesbischen Frauen rückblickend als Suchschritt und teilweiser Anpassungsversuch an die Heteronormativität eingestuft, nicht jedoch als tatsächlich zutreffende Selbstidentifikation, womit ihre aktuelle Selbstidentifikation als

lesbisch<sup>30</sup> biografisch konstanter erscheint, was gemeinhin als erstrebenswert gilt (und überdies heteronormativ vorgesehen ist). Die Verbindung von gegenwärtigen Handlungen mit denjenigen einer früheren ‘Version’ seiner selbst, um eine biografische Kohärenz auch über Veränderungen hinweg herzustellen, ist ein wichtiger Bestandteil von Identität (Blumer, 1969, S. 100–101; Keupp, 2008, S. 190–195).

Eng damit verbunden ist eine weitere Selbstvergewisserungsstrategie, die die retrospektive Normabweichung nicht nur in Bezug auf die sexuelle/romantische Orientierung und Geschlechtsidentität bezieht, sondern ein schon immer bestehendes, allgemeineres Gefühl des Andersseins beschreibt:

«Ich bin eigentlich schon immer so eine gewesen, ich bin nicht so diese Person, wo so in die Norm passt. ... Darum hat es [das lesbisch/bi Sein] auch sehr viele irgendwie nicht überrascht, weil sie im- die Kollegin hat gesagt ich bin schon immer eine Spezielle gewesen.» (Ella, Pos. 768–771)

Wenn in einem Bereich eine Normabweichung besteht, scheint es also einfacher zu sein, auch andere Normabweichungen zuzulassen, um die Normabweichung per se als Identitätsmerkmal zu verstehen und damit wieder Zugehörigkeit (zu anderen Menschen, die von der Norm abweichen) zu erlangen. Nicht selten ist dies auch mit einer Aussenseiterinnenrolle verbunden (z. B. in der Schule, fehlende Freundschaften).

Lesbische/bi Frauen müssen sich nicht nur mit lesbischen/bi Stereotypen auseinandersetzen (s. Kap. 5.2.1 *Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung*), sondern setzen solche Stereotypen zur Selbstvergewisserung des lesbisch/bi Seins selbst ein. Dies kann Symbole, Verhaltens- und Sprechweisen, das äußere Erscheinungsbild sowie andere Formen umfassen. Stereotypen dienen so als Unterstreichung, Bestätigung und Verfestigung des lesbisch/bi Seins sich selbst und anderen Menschen gegenüber – und dieser Selbstvergewisserungswunsch ist teilweise stärker als die Angst vor negativen Reaktionen:

«Ich weiss noch, der Moment, wo ich meine Flagge aufgehängt habe. Ehm, ich so Angst gehabt und ich so, ich weiss noch, [kurzes Lachen] ich habe sie, wo ich sie bestellt habe, ich habe so, ich habe so Freude gehabt. Ein-

---

<sup>30</sup> Oder – hier sei nochmals auf den in der vorliegenden Arbeit analytisch verwendeten Begriff *lesbisch* hingewiesen – sich mit einem anderen Begriff als nicht-hetero und in diesem Fall auch nicht bi identifizierende Frauen.

fach so wow, und endlich mal so etwas in meinem Zimmer. Und ich bin so, es ist so, so ein erstes Zeichen, wo ich auch mir selber so gegeben habe, damals. Es ist so ein wenig mein Platz und ich weiss, [kurzes Lachen] ich weiss nicht, ich bin zuhause.» (Corine, Pos. 724–729)

Auf diese Art kann auch Zugehörigkeit (Kap. 5.3.5) zu(r) lesbischen/bi/queeren Gemeinschaft(en) hergestellt werden: Einerseits in Form einer Verbundenheit durch den Einsatz derselben Symbole und durch Entsprechen derselben Stereotypen, andererseits in Form eines Erkennens anderer lesbischer/bi/queerer Menschen und eines sich für sie erkennbar Machens. Eine grosse Rolle spielen dabei auch Labels – also Bezeichnungen – wie beispielsweise lesbisch, bi, pan, queer oder sich mit keinem Label zu identifizieren, die ebenfalls der Orientierung und Zugehörigkeit dienen.

Der Einsatz von Symbolen und lesbischen/bi/queeren Stereotypen zur Herstellung von Zugehörigkeit und zur Kommunikation hat in der queeren Gemeinschaft eine lange Tradition, da die Stigmatisierung und teilweise Verfolgung queerer Menschen subtile Erkennungszeichen erfordert(e), um Sicherheit zu erlangen (Cordes, 2011; Brennan, n. d., 2011). So ist es auch nicht erstaunlich, dass Fiona zur Beschreibung dieser Handlungen den Begriff des «flagging» (Pos. 521) benutzt, der genau dafür steht.

Auch lesbische/bi Beziehungen oder Verliebtsein dienen durch die starken Gefühle (s. auch Kap. 5.3.1 *Gefühlsräume*) und dadurch, dass es sich gut/richtig anfühlt, der Selbstvergewisserung – wie auch der Begründung und Erklärung der Normabweichung gegenüber dem Umfeld.

Eine weitere wichtige Selbstvergewisserungsstrategie ist, andere queere Menschen zu akzeptieren:

«Dann habe ich, habe ich ihnen [zwei ehemaligen Partnerinnen] wie ein wenig etwas auf den Weg bringen können, dass, dass sie genau so richtig sind, wie sie sind. Und das ist für mich mega wichtig gewesen, weil für mich ist es ja auch mega wichtig, dass ma- mich so nimmt wie ich bin.» (Daniela, Pos. 583–585)

Insbesondere (aber nicht ausschliesslich – wie hier bei Daniela) vor einem (ersten) Coming-out dient dies dazu, das eigene lesbisch/bi Sein – über dasjenige anderer – zu akzeptieren, und auch später ist die

Unterstützung anderer queerer Menschen und ein Vorbild für sie zu sein stets auch eine Bekräftigung des eigenen lesbisch/bi Seins.

### **5.2.5. Normbefreiung und -subversion**

Eine Strategie, die einen ziemlich klaren Bruch mit der Heteronormativität darstellt und das lesbische/bi Selbstbewusstsein stärkt, ist in der Kategorie des *lesbisch/bi Seins als Normbefreiung und -subversion* zu finden. Damit sind Haltungen lesbischer/bi Frauen gemeint, in denen sie die Heteronormativität kritisieren und das eigene lesbisch/bi Sein als Befreiung davon erleben. Diese Strategie weist Ähnlichkeiten mit Selbstvergewisserungsstrategien (Kap. 5.2.4) und Identitätsstolz (Kap. 5.2.6) auf, ist jedoch ausgeprägter mit einer deutlichen Ablehnung und Zurückweisung von Heteronormativität sowie einer radikalen Selbstakzeptanz verbunden, weshalb sie hier gesondert beschrieben wird.

Eine grundlegende Form davon ist, eigene Bedürfnisse und Wünsche wahrzunehmen und zu verfolgen, was banal erscheinen mag, jedoch in Bezug auf lesbische/bi Frauen eine Abweichung von der Heteronormativität und damit auch eine Normkritik und -subversion darstellt. Es ist eine basale Akzeptanz des eigenen lesbisch/bi Seins durch eine Abgrenzung von der Heteronormativität, unabhängig davon, was andere denken:

«Nein, kann ich nicht ändern, aber das muss ich auch nicht. Und es ist okay, diesen Erwartungen nicht zu entsprechen, weil eben: Die Erwartungen sind fehlerhaft und nicht die Identität, wo nicht in die Erwartungen passen.» (Anna, Pos. 708–711)

Die Umkehr der Bewertung von ‘ich bin falsch’ zu ‘die Normen sind falsch’ ist dabei das zentrale Moment. Dies kann zu einer grundlegenden Normenkritik und dem Wunsch nach Veränderung respektive Vervielfältigung der Normen führen. In diesem Prozess findet nicht nur eine Zurückweisung der Normen in Bezug auf sexuelle/romantische Anziehung oder Geschlecht(sidentität) im engeren Sinne statt, sondern ihr lesbisch/bi und/oder trans Sein dient den lesbischen/bi Frauen dazu, die Heteronormativität als Ganzes zu erkennen, also

auch die Normen der binären Geschlechterrollen und der männlichen Dominanz, wie auch deren Konstruiertheit und damit Veränderbarkeit.

Insbesondere die Situation von Beatrice als lesbische *trans* Frau bietet für den subversiven Charakter des lesbisch/bi *trans* Seins anschauliche Beispiele, wie folgendes exemplarisch zeigt: Von Beatrice wurde (als Frau, die bei Geburt als männlich zugewiesen wurde) vor ihrem Coming-out als Frau erwartet, dass sie auf Frauen steht. Doch indem sie diese Erwartung erfüllt, subversiert sie durch ihr *trans*-weiblich sein die Heteronormativität im engeren Sinne, also die normative Erwartung einer hetero Orientierung: Sie übernimmt das bei Geburt normativ (fremd)definierte Objekt der Anziehung (Frauen), nicht jedoch die dabei ebenfalls zugeschriebene Geschlechtsidentität. Damit entlarvt sie die Heteronormativität als Konstrukt und löst aufseiten der Norm ein 'so war das aber nicht gemeint' aus.

Die Kategorie der Normbefreiung und -subversion haben auch andere Autor\*innen gefunden: Menschen, die einer Minderheit angehören und gesellschaftlichen Normen nicht entsprechen, setzen sich demnach stärker mit diesem Status und diesen Normen auseinander und *erarbeiten* sich stärker eine (zur Norm alternative) Identität als Menschen, die den Normen entsprechen und bei denen eher von einer übernommenen (sexuellen/romantischen/geschlechtlichen) Identität gesprochen werden kann (McIntyre, Antonucci & Haden, 2014; McLean & Syed, 2015; Watzlawick, 2014).

### 5.2.6. Identitätsstolz

Eng mit dem lesbisch/bi Sein als Befreiung und Subversion von Normen verbunden ist die Strategie des Identitätsstolzes. Der Begriff ist Vivienne Cass (1979) entlehnt, wird hier jedoch *nicht* vollständig mit ihr übereinstimmend verwendet. Cass beschreibt mit Identitätsstolz nämlich die Haltung der Abwertung von Hetero- und Aufwertung von Homosexualität, also eine Umkehrung der erlebten heteronormativen Abwertung und Gewalt. Dies kann homo Menschen zu grösserem Selbstwertgefühl verhelfen und geht damit einher, sich von heteronormativen Kontexten abzuschotten, indem soweit möglich nur homo Gemeinschaften aufgesucht werden. Das eigene homo Sein wird exzes-

siv gezeigt und Heterosexualität/-normativität bekämpft. Diese Aspekte sind in den hier präsentierten Kategorien der Normbefreiung/-subversion sowie des Identitätsstolzes zwar ebenfalls zu finden, jedoch als deutlich graduellere Aspekte, als Cass sie beschreibt. Darin ist zu sehen, was die in Kapitel 3.1 *Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen* dargelegte Kritik an den linearen Identitätsentwicklungsmodellen mit einem normativen Entwicklungsbegriff meint, der diesen Modellen innewohnt.

Ein Bestandteil des Identitätsstolzes, wie er sich bei den interviewten lesbischen/bi Frauen zeigt, ist, die eigene Normabweichung positiv zu bewerten und zu einem Teil und Charakteristikum der eigenen Identität zu machen. Etwas grundlegender kann Identitätsstolz auch als Selbstakzeptanz beschrieben werden, also der Haltung sich selbst gegenüber, dass das eigene lesbisch/bi Sein ein positiver Persönlichkeitsanteil ist, den es nicht abzuwehren gilt:

«Ich bin dann einfach ähm selbstbewusster geworden mit diesem Thema. Es ist nicht mehr gewesen nein es darf niemand wissen, sondern ich habe es offen gesagt, wenn mich jemand da- gefragt hat. ... Es ist für mich voll natürlich nachher geworden.» (Irina, Pos. 553-557)

Dies kann sich beispielsweise darin äussern, dass lesbische/bi Frauen einen Druck verspüren, sich zu outen, offen und gerne über queere Themen oder ihre lesbische/bi Beziehung sprechen, sich stark mit queeren Themen beschäftigen und sich darüber informieren, oder dass das lesbisch/bi Sein einen grossen Stellenwert in ihrer Persönlichkeit einnimmt. Ausserdem zeigt sich Identitätsstolz im Wunsch, von anderen Menschen als lesbisch/bi gesehen und wahrgenommen zu werden, sowie entsprechenden Handlungen, beispielsweise einer offen gezeigten lesbischen/bi Beziehung. Die oben (Kap. 5.1.6 *Veränderung*) beschriebene, als unangebracht erlebte Fremdzuschreibung des lesbisch/bi Seins wird hier positiv erlebt, da die lesbischen/bi Frauen diese Situationen nun selbstbestimmt so gestalten, dass sie sich eine Reaktion des Umfelds geradezu erhoffen:

«Wir [Anna und ihre Freundin] gehen in die gleiche Schule. Dann hat man sich halt über Mittag, wenn wir beide Mittag gehabt haben, ist halt mal die eine zur anderen an den Tisch rüber oder so, zum Hoi sagen und so. Und ehm, dann habe ich halt bei der einen Kollegin habe ich mal so

gefragt so: Was hast du eigentlich das Gefühl, was sie und ich sind? Sie schaut mich nur so an so, ja zusammen vermutlich.» (Anna, Pos. 193–198)

Anna lebt ihre lesbische Beziehung an der Schule also offen und gewissert sich, dass ihre Kollegin diese lesbische Beziehung auch als solche wahrnimmt und anerkennt. Dasselbe gilt für von lesbischen/bi Frauen bewusst initiierte Coming-outs, bei denen sie sich vom Gegenüber oft mehr als eine blosse zur Kenntnisnahme wünschen, sondern ein authentisches Interesse für ihre Befindlichkeit sowie ein Gesprächsangebot.

Ein weiterer Aspekt des Identitätsstolzes ist die Forderung nach Akzeptanz, mit der lesbische/bi Frauen ausdrücken, dass sie von ihrem Umfeld *verlangen*, als lesbisch/bi angenommen und akzeptiert zu werden. Sie nehmen damit auch eine Zuweisung von Verantwortung für Akzeptanz an die machtvollere Position des hetero cis Umfelds vor und damit eine Umkehr der in Kapitel 5.1.5 geschilderten Machtungleichheit und der in Kapitel 5.1.6 geschilderten Veränderung. Dies geschieht oft mit Verweisen auf universelle Werte wie Menschlichkeit/Menschenrechte und Gleichheit/Gleichwertigkeit. Diesbezügliche Unterschiede unter lesbischen/bi Frauen zeigen sich insbesondere darin, ob sie vom Umfeld erwarten, das lesbisch/bi Sein als gleich und normal oder als anders, aber gleichwertig zu behandeln, sowie darin, wie viel Zeit sie dem Umfeld zugestehen, eine akzeptierende Haltung zu entwickeln.

Identitätsstolz beinhaltet weiter, dass lesbische/bi Frauen sich gegen queerfeindliche Äusserungen oder Handlungen – seien sie gegen sie persönlich gerichtet oder nicht – zur Wehr setzen. Das mit dem Verstecken (Kap. 5.2.2 *Schutzstrategien*) teilweise einhergehende Gefühl des Selbstverraths erhält damit ein Gegenstück, indem sich lesbische/bi Frauen für sich und ihr lesbisch/bi Sein einsetzen. Ob sie dabei geoutet sind oder nicht, spielt für das eigene Erleben keine Rolle.

Eine Form des Identitätsstolzes ist außerdem, lesbisch/bi Sein als politisch zu begreifen und sich politisch für queere Menschen – und damit auch für sich selbst – einzusetzen:

«Am Schluss ist alles, wo ich politisch mache, kommt am Schluss auf mich zurück. So meine politischen Entscheidungen in dem Sinne beeinflussen nachher mein Leben noch sehr viel mehr als von heterosexuellen

Menschen. Also zum Beispiel jetzt gerade bei der Abstimmung zu der Ehe für alle oder beim eh Rassismusgesetz, beim Ja zum Schutz vor Hass [gesetzliches Verbot des Aufrufs zu Hass und Diskriminierung].» (Fiona, Pos. 423–427)

Politisches Engagement röhrt insbesondere aus der Erkenntnis, dass queere Menschen Diskriminierung – und mehr Diskriminierung als Menschen, die der Heteronormativität entsprechen – erleben, die (auch) mit politischem Einsatz bekämpft werden kann. Dieses politische und soziale (s. Kap. 5.3.5 *Queere Zugehörigkeit*) Verständnis von lesbisch/bi Sein ist partiell anschlussfähig an dasjenige grosser Teile des (lesbischen) Feminismus vor rund 50 Jahren, der lesbisch Sein als politische Kategorie/Identität und höchstens am Rande als sexuelle/romantische Orientierung begriffen hatte (Brown, 1995; Faderman, 1985; Kokits & Thuswald, 2015; Lewis, 1984; Rich, 1980; s. Kap. 3.2 *Spezifika lesbischer Identitätsprozesse*), auch wenn diese Haltung heute in dieser Radikalität kaum mehr vorzufinden ist.

Die in diesem Kapitel beschriebenen Strategien wenden lesbische/bi Frauen an, um sich (teilweise) von der Heteronormativität zu lösen und ein Selbstbewusstsein bezüglich ihres lesbisch/bi Seins zu entwickeln und zu stärken – ein Selbstbewusstsein, das nun im folgenden Kapitel näher erläutert wird.

### 5.3. Lesbisches/bi Selbstbewusstsein

Der Modellteil des lesbischen/bi Selbstbewusstseins beinhaltet Faktoren und Bedingungen, die lesbische/bi Frauen unterstützen, ihr lesbisch/bi Sein zu akzeptieren und zu leben. Er unterscheidet sich damit grundlegend vom Modellteil der Heteronormativität, was die begriffliche Gegenüberstellung (s. Abbildung 1. *Identitätsprozessmodell junge lesbische/bi Frauen*) verdeutlichen soll: Auf die *Unsichtbarkeit* des lesbisch/bi Seins folgt *queere Sichtbarkeit*; die *Abwertung und Gewalt*, die lesbisch/bi Sein erfährt, wird durch ein Erleben von *Gleichwertigkeit* kontrastiert; die *heteronormativen Erwartungen*, denen lesbische/bi Frauen nicht entsprechen, werden mit einem Gefühl der *Zugehörigkeit* zu einer lesbischen/bi/queeren Gemeinschaft ergänzt. Außerdem sind Räume wichtig, in denen lesbisch/bi Sein ermöglicht sowie fühl- und

erlebbar wird. Der Raum begriff wird hierbei in Anlehnung an Max Weber (1904, 1921) verwendet und beschreibt *soziale* Räume, das heisst durch Handlungen erzeugte Bedeutungszusammenhänge.

Das lesbische/bi Selbstbewusstsein ist zwar ein Gegenpol zur Heteronormativität, doch die beiden Modellteile stellen keine Paralleluniversen dar, wie auch die Strategien kein Raumschiff sind, um vom einen ins andere Universum zu gelangen. Vielmehr stehen sämtliche Modellteile miteinander in Verbindung und beeinflussen sich gegenseitig.

### 5.3.1. Gefühlsräume

Gefühlsräume umfassen Erfahrungen, die stark mit Gefühlen (respektive mit starken Gefühlen) verbunden sind und auf diese Weise das lesbisch/bi Sein prägen.

Lesbische/bi Frauen berichten oft davon, dass sie ihr lesbisch/bi Sein durch ein Verlieben in eine andere Frau erkannt und so starke Gefühle noch nie empfunden haben. Oft folgt diesen Beschreibungen unmittelbar ein Vergleich mit ihrer weniger starken oder nicht vorhandenen Anziehung zu Männern – was damit zugleich eine Positionierungsstrategie im Sinne einer Abgrenzung von der Heteronormativität ist (s. Kap. 5.2.1 *Positionierung zwischen Abgrenzung und Anpassung*):

«Eigentlich habe ich schon viel mehr crushes gehabt so bei Mädchen. Und der aktuelle crush dort, das ist auch, also so stark habe ich vorher, vorher noch nie irgendwie für jemanden gefühlt gehabt und erst recht nicht für einen Buben.» (Anna, Pos. 95–98)

Diese Gefühle, die sich für lesbische/bi Frauen gut und natürlich anfühlen, sind Momente des Erkennens ihres lesbisch/bi Seins und eine Bestätigung, dass sie richtig sind:

«Ich bin einfach über- üb- überwältigt gewesen von diesem Gefühl einfach gerade und so von, von ihr halt einfach. ... Ich bin einfach, in diesem Moment bin ich einfach, einfach so ein wenig in Schock gewesen sozusagen. Aber ich habe es gerade im Moment einfach gewusst. Und ich habe mich nicht wieder hinterfragt oder so, sondern es ist wie klar gewesen. Es hat mir wie die Augen geöffnet sozusagen.» (Ella, Pos. 239–245)

In diesem Kontext ist auch das Zitat zu verorten, das zu Beginn dieser Arbeit zu finden ist:

«Ich habe mir dann nicht mehr so schöne, ehm romantische Momente mit einem Typen vorgestellt. Dann habe ich mir eigentlich immer alles mit ihr [ihre erste Freundin] vorgestellt und ich habe mir vorgestellt wie schön es wäre, einfach jetzt mit einer Frau kuscheln oder was heisst das, wenn ich mal eine Frau küsse oder so Sachen und ja. Und dann ist plötzlich meine ganze Welt farbig geworden [Lachen].» (Corine, Pos. 816–820)

Auch sexuelle Erfahrungen mit einer Frau können solch ein Ausgangspunkt für das Erkennen des eigenen lesbisch/bi Seins oder eine Bestätigung für dieses sein. Darüber hinaus sind lesbische/bi romantische Beziehungen zentrale Gefühlsräume und tragen zu einer Festigung der lesbischen/bi Identität bei:

«Und dann später an äh habe ich einfach, wo ich single gewesen bin, viele Beziehungen hier und da geführt, mal mit Frauen, mal Männer, so ein wenig abrech-abwechslungsreich. Und dann habe ich wie so auch gewusst gehabt okay ja, ich bin bi, ich habe beide Geschlechter gerne.» (Hanna, Pos. 47–49)

Um diese Gefühlsräume zu ordnen, differenzieren lesbische/bi Frauen die verschiedenen Formen von Anziehung respektive die verschiedenen Aspekte des lesbisch/bi Seins wie folgt:

- ästhetische Anziehung/Attraktivität: einen Menschen schön finden
- persönliche/charakterliche Anziehung: einen Menschen interessant finden
- sexuelle Anziehung, Sexualität leben: mit einem Menschen körperliche Intimität leben (wollen)
- emotionale/romantische Anziehung, Beziehung/Liebe leben: mit einem Menschen emotionale Intimität leben (wollen)

Diese Differenzierung ist insbesondere dann wichtig, wenn lesbische/bi Frauen nicht alle Anziehungsformen (oder nicht alle für dieselbe Gruppe von Menschen) empfinden:

«Ich bin unlabelled. Ich habe nicht wirklich, ich möchte nicht nur lesbisch sein, weil ich Männer doch attraktiv finde, aber ich könnte nie mit einem Mann etwas anfangen, weil es einfach mir nicht gefällt.» (Irina, Pos. 481–483)

Irina möchte sich also nicht als lesbisch bezeichnen, da sie ästhetisch auch Männer anziehend findet. Die Anziehungsdifferenzierung ist deshalb nötig, weil die Norm Vollständigkeit (alle Anziehungsformen müssen empfunden werden), Übereinstimmung (alle Anziehungsformen müssen sich auf dieselbe Gruppe Menschen beziehen) und Gleichzeitigkeit (alle Anziehungsformen müssen immer zusammen empfunden werden) der Anziehungsformen vorgibt:

«Ich bin jetzt im Moment eigentlich single, aber ehm trotzdem bin ich immer noch glücklich so, wie es ist. Also ja, ich stehe immer noch zu meiner Sexualität.» (Giulia, Pos. 20-22)

Giulia verweist hier auf die Vollständigkeits- und Gleichzeitigkeitsnorm, die sie nicht erfüllt, da sie zurzeit keine emotionale Liebesbeziehung hat und dies auch nicht vermisst, weshalb sie das Bedürfnis hat, klarzustellen, dass sie sich dennoch weiterhin als pan identifiziert und zu Frauen hingezogen fühlt. Gerade im Prozess des Entdeckens des eigenen lesbisch/bi Seins, wenn lesbische/bi Frauen noch im Prozess des Herausfindens sind, auf welche Art sie sich von wem angezogen fühlen, kann diese Anziehungsdifferenzierung Orientierung bieten. Die Sichtweise und Erkenntnis, dass es beispielsweise nicht eine bestimmte sexuelle Erfahrung braucht, um sich als lesbisch/bi zu bezeichnen/bezeichnen zu dürfen, wirkt dabei für lesbische/bi Frauen erleichternd.

Die Funktion der Kategorie der Gefühlsräume ist in anderen Studien wiederzufinden, beispielsweise als Prozess der Entwicklung eines lesbischen/bi Intimitätsstatus (D'Augelli, 1994, S. 327) oder in der Bedeutung von romantischen oder sexuellen Beziehungen für die Stärkung der lesbischen/bi Identität (Krell & Oldemeier, 2017, S. 130).

### 5.3.2. Ermöglichungsräume

Die Kategorie der Ermöglichungsräume beschreibt soziale Kontexte, in denen lesbisch/bi Sein für die Interviewpartnerinnen denk- und lebbar wird. Ermöglichungsräume sind oft mit Ortswechseln und/oder Veränderungen im sozialen Umfeld verbunden. Diese Übergänge/Veränderungen sind teilweise biografisch vorgegeben respektive vorgesehen, wie beispielsweise der Übertritt in die Sekundarstufe II:

«Und dann halt ins Gymi gekommen. Einfach so wow, so viel Diversität in einer Schule schon mal. Und dann recht schnell, irgendwie so im ersten Semester, habe ich einen ganz heftigen crush auf ein Mädchen aus meiner Klasse entwickelt.» (Anna, Pos. 55–58)

Weitere Veränderungen, die lesbischen/bi Frauen die Möglichkeit bieten, ihr lesbisch/bi Sein zu entdecken und/oder zu leben sind Ferien, Auszeiten, Umzüge oder Eintritte in neue soziale Gruppen.

Ermöglichungsräume können aber auch von lesbischen/bi Frauen aktiv initiiert werden, wie beispielsweise ein Auszug aus dem Elternhaus wegen häuslicher Gewalt oder Konflikten – woran erkennbar wird, dass ‘aktiv initiiieren’ dabei nicht eine absolut freie Wahl meint (s. auch Kap. 5.4.2 *Agency*). Bei Ermöglichungsräumen geht es lediglich um die ermöglichenen Funktionen von Veränderungen, auch wenn diese nicht immer freiwillig geschehen. Ob überdies die Initiierung der Veränderung/des Übergangs mit dem lesbisch/bi Sein in direktem/ursächlichem Zusammenhang steht oder nicht, ist zweitrangig – es sind die sich eröffnenden Möglichkeiten und neuen Perspektiven, die Veränderungen/Übergänge für das Entdecken/Leben des lesbisch/bi Seins bedeutsam machen. Sie sind dann und darum Ermöglichungsräume für das Entdecken und Leben des lesbisch/bi Seins, wenn und weil sie mehr queere Sichtbarkeit (Kap. 5.3.3) beinhalten, Raum für Selbstreflexion und das Zulassen lesbischer/bi Gefühle bieten und lesbischen/bi Frauen die Chance eröffnen, sich in diesem neuen sozialen Kontext anders, als lesbisch/bi oder – wie im folgenden Beispiel – als trans Frau, zu präsentieren und dabei alte Selbst- und Fremdbilder hinter sich zu lassen:

«Dann bin ich ehm mit zwei Kolleginnen ins Tessin ein Wochenende, in unser Ferienhaus, und ehm habe ihnen wie, habe mich bei ihnen geoutet vorher auf Instagram und habe wie gesagt: Tut einfach immer richtige Pronomen und Namen brauchen und so.» (Beatrice, Pos. 175–178)

Solche Handlungen und Haltungen können bisweilen mit ‘das alte Leben hinter sich lassen’ zusammengefasst werden. Es sind Brüche zum Leben vor einem Coming-out und Aussortierungen von Freundschaften und Beziehungen. Dies wird von lesbischen/bi Frauen vielfach bewusst und aktiv initiiert und als «Befreiungsschlag» (Daniela, Pos. 262) erlebt:

«Dazumal habe ich meinem Götti einen Brief geschrieben. Also so quasi meinen Kontaktabbruch zu ihm habe ich dann irgendwie so ehm, so einen handgeschriebenen Brief habe ich ihm geschrieben, dass ich ehm, dass ich eigentlich nicht mehr mit ihm etwas zu tun haben möchte in meinem Leben. Öh jetzt sollen mich Leute unterstützen, wo mich genauso nehmen, wie ich bin, nicht über mich verurteilen.» (Daniela, Pos. 269–273)

«Und dann habe ich gesagt: Weisst du was, jetzt ist einfach fertig. Und habe sie [die Eltern und den Bruder] dann wirklich komplett überall blockiert, gelöscht, getan und gemacht. Ähm und seit dort habe ich eigentlich keinen Kontakt mehr zu den Eltern.» (Hanna, Pos. 293–296)

Die Schilderung von Hanna, für die dieser Kontaktabbruch zwar auch ein Befreiungsschlag war, aber eben nicht nur, zeigt, dass damit auch Verlustgefühle und Traurigkeit einhergehen können, da diese Brüche oft wegen erlebter oder befürchteter Ablehnung zum Selbstschutz vollzogen werden. Andere Studien beschreiben diese Brüche als Verlassen eines feindlich gesinnten sozialen Umfelds (Asakura & Craig, 2014, S. 257–259) und als Wendepunkt und Neustart, um sich selbst sein zu können (Watzlawick, 2014, Kap. 3) – auch und insbesondere in Bezug auf das Elternhaus und das Aufwachsen im Dorf (Krell & Oldemeier, 2017; Woltersdorff, 2005, S. 247–250) und als oft verbunden mit neuen Freundschaften, z. B. in queeren Gemeinschaften (Frohn, 2005).

Weitere Faktoren und Handlungen, die als Ermöglichungsräume dienen, sind, etwas einfach mal auszuprobieren sowie Zuversicht und eine positive Perspektive zu haben, um das lesbisch/bi Sein oder, wie in diesem Beispiel, das trans Sein zu leben:

«Ich glaube, es hat mega fest das [sich ein Kleid zu nähen] gebraucht, um zu merken: Aha, das ist eigentlich viel schöner. Und erst durch das habe ich wie so die Kraft gefunden, ehm weil ich wie gewusst habe, wenn ich diesen Schritt [ein Coming-out als Frau] mache, komme ich wo hin, wo es schöner ist.» (Beatrice, Pos. 162–167)

Eliason und Schope (2007, S. 20) beschreiben dies als *Erkundung* der (möglichen) queeren Identität durch Ausprobieren verschiedener Tätigkeiten/Verhalten/Aussehen.

Auf dieselbe Art – als ermöglichtend – wirken bestärkende Erlebnisse (z. B. positive Reaktionen auf ein Coming-out, s. auch Kap. 5.3.4 *Gleichwertigkeit*) oder wenn lesbische/bi Frauen eine positive, optimistische Grundhaltung bezüglich Veränderungen haben. Eine solche

optimistische Grundhaltung entwickelt sich insbesondere durch das Erleben von Agency (Kap. 5.4.2) sowie unter privilegierten Bedingungen, auf die auch Folgendes verweist: In gewissen sozialen Kontexten erleben lesbische/bi Frauen eine generell offene, gesellschaftsliberale Haltung, durch die sie sich auch in ihrem lesbisch/bi Sein eher akzeptiert fühlen respektive hoffen – selbst dann, wenn sie nicht geoutet sind und eine queerfreundliche Haltung nicht explizit geäussert wurde.

«Einfach diese Sicherheit, zu wissen, dass immer alles irgendwo durch gut wird, hat mir mega geholfen, auch mich in meiner Familie sicher zu fühlen. Und das hilft mir auch bei meinem Outing, wenn ich weiss, dass Leute mir vertrauen, wie ich bin und mich so nehmen, wie ich bin.» (Fiona, Pos. 89–91)

Fiona verweist hier auf ein grundsätzliches Vertrauensverhältnis zu ihrer Familie und ihrem Umfeld, das sie als «behütete liberale bubble» (Fiona, Pos. 13) beschreibt und das ihr die Zuversicht gibt, auch in ihrem lesbisch/bi Sein akzeptiert zu werden. Vertrauen wurde bereits bei den Coming-out-Strategien (Kap. 5.2.3) als unterstützend gefunden. Diese Werthaltungen der Offenheit gehen in den Erfahrungen der lesbischen/bi Frauen oft mit dem sozioökonomischen Status eines «stabilen Mittelstandes» (Fiona, Pos. 98) einher.

Schliesslich ist auch die (zunehmende) rechtliche Gleichstellung queerer Menschen für lesbische/bi Frauen ein Ermöglichungsraum, indem gewisse Lebensentwürfe damit überhaupt erst denkbar werden, wie zum Beispiel als Frauenpaar zu heiraten und Kinder zu haben. Zuehlke (2004, Kap. VI.6) beschreibt die rechtliche Gleichstellung, nebst einer positiven öffentlichen Meinung, als Faktor, um sich im öffentlichen Raum nicht zu verstecken.

### 5.3.3. Queere Sichtbarkeit

Von elementarer Bedeutung beim Entdecken des eigenen lesbisch/bi Seins ist queere Sichtbarkeit. Sich selbst, die eigenen Gedanken und Gefühle repräsentiert zu sehen und Worte dafür zu haben, trägt entscheidend zur lesbischen/bi Selbstfindung bei. Dies steht in Einklang mit anderen Studien (Berchtold, 2012; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). Zu queerer Sichtbarkeit

gehören Informationen zu geschlechtlicher, romantischer und sexueller Vielfalt, zum Beispiel im Schulunterricht:

«Ich habe halt die Schule gehabt, wo dir erklärt gehabt hat, ja eben es gibt Mann und Frau, aber es kann sein, dass du dich ähm angezogen fühlst zum gleichen Geschlecht, zum anderen Geschlecht, zu sonst etwas, was auch immer es alles gibt. Und ähm dort habe ich einfach so ein bisschen gelernt gehabt, okay also es ist nicht abnormal, wenn ich das gleiche Geschlecht gerne habe.» (Hanna, Pos. 409–413)

Ausserdem tragen Filme mit queeren Charakteren, Veranstaltungen wie Prides, eine geschlechterinklusive Sprache sowie gewisse subkulturelle Kontexte, in denen queere Charaktere eine vergleichsweise grosse Sichtbarkeit haben (z. B. Fanfictions, Anime, Roleplay) zu queerer Sichtbarkeit bei.

Andere queere Menschen und insbesondere lesbische/bi Frauen zu kennen oder von ihnen zu wissen, kann lesbischen/bi Frauen als Ausgangspunkt dienen, um ihr eigenes lesbisch/bi Sein zu erkennen respektive zu entdecken:

«Dann hat es ehm in einer Parallelklasse eine gegeben, wo, wo mit einer Frau zusammen gewesen ist. Und dann habe ich mal eh irgendwie durch sie ein bisschen mehr angefangen überlegen.» (Beatrice, Pos. 43–45)

«Ich habe mich erst angefangen dafür interessieren, wo ich dann auch Leute gekannt habe, oder auch dann auch ach wenden an mich selber, wo es dann in diese Richtung gegangen ist. Wie vorher habe ich mich auch gar nicht mit Thema wirklich auseinandergesetzt.» (Ella, Pos. 547–550)

Eine grosse Nähe der Beziehung zu den betreffenden lesbischen/bi/queeren Menschen (z. B. Familienangehörige, Freund\*innen, Mitschüler\*innen) kann dabei verstärkend wirken und diesen die Rolle eines Vorbilds verleihen. Eine ähnliche Funktion, jedoch ohne die persönliche Bekanntheit, nehmen queere Idole ein. Damit sind beispielsweise Personen auf Sozialen Medien oder in Filmen gemeint, durch die lesbische/bi Frauen queere Lebensweisen kennenlernen, Vorbilder erhalten, oder von denen sie sich angezogen fühlen.

### 5.3.4. Gleichwertigkeit

Wenn lesbische/bi Frauen erleben, dass ihr lesbisch/bi Sein vom Umfeld als gleichwertige sexuelle/romantische Orientierung wie hetero Sein angenommen wird, sie sich selbst sein können und sich nicht erklären müssen, trägt dies ebenfalls zu lesbischem/bi Selbstbewusstsein und zu einer Stärkung der Selbstakzeptanz bei. Das Erleben von Gleichwertigkeit kann sich beispielsweise darin zeigen, dass das Gegenüber mit Freude auf ein Coming-out reagiert:

«Dann habe ich mich so quasi auch vor der ganzen Klasse geoutet. Und das habe ich ehm, habe ich als mega schön empfunden, weil alle haben, sie haben sich mega gefreut für mich.» (Daniela, Pos. 509–511)

«Dann habe ich es beiden [Elternteilen] gesagt und lustigerweise, mein Papi ist so happy darüber gewesen, er hat mich high gefived, ja wirklich, er hat mega freu- er hat mega freudig reagiert.» (Irina, Pos. 119–121)

Auch ein von lesbischen/bi Frauen oft als ‘normal’ beschriebener Umgang des Umfelds mit ihrem lesbisch/bi Sein wird von ihnen positiv erlebt. Mit ‘Normalität’ ist insbesondere gemeint, dass das Gegenüber auf ihre lesbische/bi Beziehung gleich reagiert wie auf eine hetero Beziehung, beispielsweise durch Nachfragen oder anderes Interesse zeigen:

«Bin überhaupt nicht darauf gefasst gewesen, dass das [dass Anna eine Freundin hat] für sie [eine Kollegin] einfach so gar kein Thema ist. Sie hat einfach nur so das normale Zeugs wissen wollen: Wie heisst sie? Mh, wie ist sie? Macht ihr ausserhalb der Schule Sachen?» (Anna, Pos. 76–78)

Bisweilen reicht dieses ‘Normalitätserleben’ jedoch nicht aus, da lesbisch/bi Sein, im Vergleich zu hetero Sein, mit zusätzlichen Herausforderungen verbunden ist (s. Kap. 5.1 *Heteronormativität*). Daher wünschen sich lesbische/bi Frauen Gesprächspartner\*innen, um vertiefter über ihre Gefühle und Gedanken reden zu können, wie auch Krell und Oldemeier (2017) schreiben. Entsprechende konkrete Angebote aus dem Umfeld der lesbischen/bi Frauen, beispielsweise für ein Gespräch oder Unterstützung für den Fall von erlebtem queerfeindlichem Verhalten, werden folglich als hilfreich erlebt. In diesem Zusammenhang ist nicht nur das private Umfeld, sondern gerade auch das Umfeld von Fachpersonen, mit denen lesbische/bi Frauen zu tun haben, von

grosser Bedeutung, wie folgende Beispiele aus den Interviews zeigen: Eine vertrauensvolle Beziehung zu einer Schulsozialarbeiterin oder Therapeutin; eine Lehrerin, die queere Themen in den Unterricht einbringt; eine Betreuungsperson, die bei queerfeindlichem Verhalten interveniert; eine Jugendarbeiterin, die einen Treff für queere Jugendliche eröffnet; ein Vorgesetzter, der beim Umzug des lesbischen Paares hilft. Lesbische/bi Frauen organisieren sich professionelle Hilfe mitunter auch selbst, indem sie psychologische Therapeut\*innen oder queere Beratungsangebote kontaktieren. Bei Letzteren erleben sie es als besonders wertvoll, dass eine queerfreundliche Haltung ziemlich sicher ist und die Beratungsperson ähnliche Erlebnisse wie die ratsuchende lesbische/bi Frau, oder zumindest vertiefte Kenntnisse zur Thematik, hat.

Das Erleben von Zugehörigkeit, Akzeptanz und Unterstützung, sei es durch Freundschaften, Familienangehörige, professionelle Unterstützung oder auf andere Weise, wird in verschiedenen Studien bestätigt (Berchtold, 2012; D'Augelli, 1994; Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Zuehlke, 2004) und ist von herausragender Bedeutung, um das eigene lesbisch/bi Sein positiv zu erleben, sich nicht einsam zu fühlen, mit Diskriminierungserfahrungen umzugehen und das aus diesen resultierende beeinträchtigte Wohlbefinden zu verbessern (Asakura & Craig, 2014; Meyer, 2003; Mustanski, Newcomb & Garofalo, 2011). Besonders die Akzeptanz der Familie ist allen Interviewpartnerinnen sehr wichtig, aber für alle auch eine Herausforderung – wie sich in anderen Studien ebenfalls zeigt (Berchtold, 2012; Frohn, 2005; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). D'Augelli (1994, S. 326–327) beschreibt den Umgang mit dem eigenen homo/bi/trans Sein in der Familie sogar als einen von sechs zentralen Identitätsentwicklungsprozessen.

### 5.3.5. Queere Zugehörigkeit

Durch Abweichung und Abgrenzung von der Heteronormativität bedarf entstehen für lesbische/bi Frauen Gefühle von Einsamkeit und fehlender Zugehörigkeit. Diese können durch das Erleben von Zuge-

hörigkeit in queeren Gemeinschaften<sup>31</sup> vermindert werden, die somit einen weiteren, bedeutsamen Bestandteil lesbischen/bi Selbstbewusstseins darstellen:

«Es ist so toll, also wirklich. Plötzlich merkst du so hey fuck, wir sind mega viele, [kurzes Lachen] ich habe es gar nicht realisiert, [kurzes Lachen] so viele, what.» (Ella, Pos. 406–408)

Auch viele andere Studien schreiben der Zugehörigkeit zu einer Gruppe von gleichgesinnten Menschen in queeren Identitätsprozessen eine wichtige Rolle zu (Berchtold, 2012; D'Augelli, 1994; Eliason & Schoppe, 2007; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Marques, 2020; McLean et al., 2018; Meyer, 2003; Zuehlke, 2004). Die zuvor beschriebenen Kategorien *queere Sichtbarkeit* (Kap. 5.3.3) und *Gleichwertigkeit* (Kap. 5.3.4) können ebenfalls zum Zugehörigkeitserleben beitragen.

Zu queerer Zugehörigkeit gehören massgeblich aktiv gesuchte und gepflegte Freundschaften mit anderen queeren Menschen. Die bereits erwähnten lesbischen/bi/queeren Stereotypen und Symbole (s. Kap. 5.2.4 *Selbstvergewisserungsstrategien*) können dabei helfen, andre queere Menschen zu erkennen und intensivieren das Gefühl der Verbundenheit. Solche Freundeskreise können sich mitunter, ähnlich einem 'Schneeballeffekt', schnell vergrößern:

«Wo ich meine Freundin kennengelernt habe, da habe ich noch mehr Leute kennengelernt, wo so, so gewesen sind wie sie. Ähm mega viele so Leute, und sie hat nur so Leute. Sie hat auch einen schwulen besten Kollegen, wir kennen uns alle mega gut und es sind praktisch alle so. Dann ja, ist es noch einfacher.» (Hanna, Pos. 523–526)

Diese Freundeskreise und Gemeinschaften sind geprägt durch eine besondere Nähe und Tiefe aufgrund geteilter Erfahrungen sowie dadurch, dass Themen, die vielfach nirgends sonst besprochen werden können, dort einen Resonanzraum haben, was sie oft zu besonders vertrauten Räumen und zu *safer spaces* macht:

«Jetzt habe ich auch so zwei, drei Leute sicher, wo ich weiss: Mit dem, dieser Person kann ich viel offener umgehen. Oder ich weiss, sie verstehen mich. Weil dieses Verständnis kann ich nicht immer erleben. Ich

---

<sup>31</sup> Zugehörigkeit bezieht sich in diesem Unterkapitel nur auf Zugehörigkeit zu queeren Gemeinschaften. Zur grundsätzlichen Bedeutung von Zugehörigkeit siehe Kap. 5.4.1 *Zugehörigkeit als basales menschliches Bedürfnis*.

meine ich kann nicht mit, über g- mit Leuten über gewisse Sachen reden.» (Corine, Pos. 606–609)

*Safer spaces* (s. Kap. 6.3.4 für die weitere Diskussion) sind Räume, in denen Menschen, die heteronormative Gewalt und Unterdrückung erleben, Sicherheit vor dieser erleben können (sollen). Insbesondere das Charakteristikum der geteilten Erfahrung und damit der Gemeinsamkeiten ist eines, das der Beschreibung von *safer spaces* inhärent ist (Kokits & Thuswald, 2015, S. 84). Die interviewten lesbischen/bi Frauen beschreiben queere Gemeinschaften generell als Orte, an denen sie sich, im Vergleich zu vielen anderen Kontexten, besonders wohl und sicher fühlen.

Um andere queere Menschen kennenzulernen, – auch als sexuelle/romantische Partner\*innen – spielen nicht nur bestehende queere Freundschaften eine Rolle, sondern insbesondere auch queere Gruppen oder Anlässe, die lesbische/bi Frauen gezielt auf- und besuchen. Dies können physische Treffpunkte (z. B. queere Jugendtreffs) oder Anlässe (z. B. Prides, Partys) sowie onlinebasierte Angebote/Gruppen (z. B. Gruppenchats, Dating-Apps, Onlineforen) sein:

«Wo ich an der Pride gewesen bin, habe ich das erste Mal so richtig ein anderes Erlebnis gehabt. Diese ganze Community, und ich habe so viele Leute getroffen und gesehen und ich habe mich voll wohl gefühlt und ich bin so glücklich gewesen. Ich so wow, wo bin ich. ... Wirklich der schönste Tag, wo ich gehabt habe. Und dann bin ich einfach so voll glücklich gewesen.» (Corine, Pos. 135–140)

In dieser Schilderung wird die Bedeutung des Anlasses (Pride Parade) für das lesbische/bi Selbstbewusstsein, das positive Erleben des eigenen lesbisch/bi Seins wie auch das Gefühl der Zugehörigkeit besonders deutlich.

Einige lesbische/bi Frauen setzen sich selbst in queeren Gruppen ein, beispielsweise indem sie beim Betrieb eines queeren Jugendtreffs mithelfen, was die Verbundenheit und Zugehörigkeit weiter stärkt. Ebenfalls mit einer starken Verbundenheit mit der queeren Community in Zusammenhang steht ein politisches Verständnis des lesbisch/bi Seins (s. auch Kap. 5.2.6 *Identitätsstolz*):

«Ich bin stolz auf so das Positive, wo die Community leistet oder geleistet hat. Und ich bin stolz, dass halt auch von früher, auch heute noch, aber

vor allem früher, die Leute gegeben hat, wo halt einfach diesen Widerstand geleistet haben.» (Anna, Pos. 765–768)

Hier kommen ausserdem ein historisches Verständnis queer-politischen Engagements sowie eine historische Verbundenheit zur queeren Gemeinschaft zum Ausdruck. Den Aspekt des politischen und sozialen Engagements für das lesbische/bi Selbstbewusstsein heben auch andere Autor\*innen hervor (D'Augelli, 1994; Eliason & Schope, 2007; Krell & Oldemeier, 2017). Lesbisch/bi Sein als (auch) politische und soziale Kategorie zu begreifen kann dazu beitragen, Handlungskompetenz und das, was in der vorliegenden Arbeit als Agency (Kap. 5.4.2) beschrieben wird, zu entwickeln (LesMigraS, 2012; Meyer, 2003).

Andere lesbische/bi Frauen haben keinen Bedarf, sich mit anderen queeren Menschen zu vernetzen, sich in queeren Gruppen zu engagieren oder an queeren Anlässen teilzunehmen – ihnen reichen ein paar lesbische/bi/queere Freundschaften und ein akzeptierendes Umfeld aus. Diese Position geht oft mit einer behaupteten Gleichheit von hetero und lesbisch/bi in der Art eines ‘wir sind doch alles Menschen’ einher, was als Zurückweisung der Zugehörigkeit zur lesbischen/bi Gemeinschaft gewertet werden kann, da diese Haltung die tatsächliche soziale Differenz(ierung) in Form der Stigmatisierung des lesbisch/bi Seins verkennt und damit eine Machtblindheit darstellt. Die Postulierung des normal und gleich Seins wie hetero Menschen kann hingegen auch als dekonstruierender Umgang mit Veränderung gesehen werden, bei dem die Position als Andere verweigert und der Norm damit die Grundlage entzogen wird (Jensen, 2011).

#### **5.4. Allgemeine Faktoren**

Zu den bisher beschriebenen Faktoren, die Identitätsprozesse lesbischer/bi Frauen beschreiben, kommen zwei weitere Faktoren hinzu, die etwas allgemeinerer Art sind. Diese Faktoren stehen jedoch mit Identitätsprozessen bezüglich der sexuellen/romantischen Orientierung in Verbindung und haben sich diesbezüglich in den Interviews mit den lesbischen/bi Frauen als wichtig herausgestellt.

### 5.4.1. Zugehörigkeit als basales menschliches Bedürfnis

Die Thematik der Zugehörigkeit ist in Identitätsprozessen lesbischer/bi Frauen einerseits in Bezug auf ihr lesbisch/bi Sein sehr zentral: Die Abweichung von der Heteronormativität führt zum Erleben von Einsamkeit und fehlender Zugehörigkeit, die mittels verschiedener Strategien und Räume/Kontextfaktoren durch die Schaffung neuer, queerer/queerfreundlicher Zugehörigkeit abgelöst werden. Andererseits taucht Zugehörigkeit<sup>32</sup> auch ausserhalb des lesbisch/bi Seins als grundsätzliche Thematik des Menschseins auf, wie dies im Folgenden beschrieben wird.

Die Bedeutung enger Freundschaften und vertrauensvoller Beziehungen für Coming-outs wurde bereits erwähnt (s. Kap. 5.2.3 *Coming-out-Strategien*) und ist ebenso für ein allgemeines Erleben von Zugehörigkeit gross. Das Fehlen von (engen) Freundschaften ist eine leidvolle Erfahrung, die von lesbischen/bi Frauen durch aktive Bemühungen darum, Freund\*innen zu finden (z. B. in einer Freizeitbeschäftigung), zu beheben versucht wird. Die Wichtigkeit von Zugehörigkeit zeigt sich auch darin, dass lesbische/bi Frauen Anerkennung von anderen Menschen suchen und sich dafür beispielsweise an den dominierenden Kleidungsstil in einer Schule anpassen. Weiter wird das Bestehen und Pflegen enger Beziehungen zu Familienmitgliedern oder ein Gemeinschaftserleben, beispielsweise in Schule oder Nachbarschaft, positiv erlebt. Herausforderungen gemeinsam mit Menschen zu meistern, die lesbischen/bi Frauen wichtig und nahe sind, kann ebenfalls Zugehörigkeit herstellen. Dass Daniela Menschen, die ihr ein Zugehörigkeitsgefühl geben, als «Schutzenkel» (Pos. 349) oder «Fels in der Brandung» (Pos. 413) bezeichnet, verweist auf die fundamentale Bedeutung von Zugehörigkeit. Das Erleben von Zugehörigkeit wird nicht nur durch andere Menschen ermöglicht, sondern indem lesbische/bi Frauen anderen Menschen ein Gefühl von Zugehörigkeit geben, stellen

<sup>32</sup> Die Verwendung des Begriffs Zugehörigkeit in diesem Unterkapitel hier ist nicht deckungsgleich mit der Kategorie *queere Zugehörigkeit* im lesbischen/bi Identitätsprozessmodell (S. 39) und in Unterkapitel 5.3.5, die Zugehörigkeit zu einer queeren Gemeinschaft beschreibt und nur *ein* Bestandteil von Zugehörigkeit, wie sie hier beschrieben wird, ist. Siehe auch Fussnote 31.

sie wiederum für sich selbst Zugehörigkeit dadurch her, dass sie 'gebraucht werden'.

Durch die grosse Bedeutung, die Familie (insbesondere die Eltern) für die meisten Menschen hat, wird ein Fehlen von familiärer Zugehörigkeit von lesbischen/bi Frauen als besonders belastend erlebt und zu beheben versucht:

«Ich habe viel an mir arbeiten müssen. Ich habe viel Therapie machen müssen und neu anfangen auch mit Leuten. Und ich habe so auch meine Beziehung mit meinen Eltern retten können, das heisst ich habe viel, ich habe lange Kontaktabbruch gehabt mit denen, am meisten mit meinem Vater. Und jetzt ist es halt so weit gekommen, dass wir jetzt haben, können ein wenig mehr reden und wir haben uns auch können sehen ab und zu.» (Corine, Pos. 117–122)

Das Fehlen von familiärer Zugehörigkeit umfasst also wenig Kontakt zu Familienmitgliedern (z. B. durch Trennungen oder unterschiedliche Wohnorte) sowie Konflikte und fehlendes Verständnis/Vertrauen in der Familie (z. B. aufgrund divergierender Sichtweisen/Ziele/Werte/Interessen). Ebenfalls trägt ein autoritärer Erziehungsstil der Eltern zu fehlendem familiärem Zugehörigkeitsgefühl bei, bis hin zu Vernachlässigung und Gewalt. Erschwerend kommt hinzu, dass fehlende familiäre Zugehörigkeit in der Regel nicht dadurch behoben werden kann, dass lesbische/bi Frauen sich aktiv eine (neue) Familie suchen, wie dies bei Freundschaften eine Option ist. Konflikte in der Familie resultieren für einige Interviewpartnerinnen darin, das Elternhaus zu verlassen und sich in Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe zu begeben.

Weitere Situationen, die Zugehörigkeit infrage stellen und dabei Verunsicherung und Leidensdruck bei lesbischen/bi Frauen auslösen, sind Mobbing sowie Abbrüche von romantischen Beziehungen oder von Freundschaften.

In diesen Positiv- wie auch Negativbeispielen von Zugehörigkeitserleben kommt zum Ausdruck, dass es sich dabei um ein basales menschliches Bedürfnis handelt. Zugehörigkeit ist daher auf verschiedene Kontexte (z. B. Schule, Familie) und Interessen/Eigenschaften (z. B. Freizeitbeschäftigung, sexuelle/romantische Orientierung) bezogen und somit unterschiedlich ausgeprägt je nach Kontext, in dem sich die Person befindet und je nach Eigenschaft, die dort im Vordergrund steht.

### 5.4.2. Agency

Beim Begriff der Agency interessiert, *wie* und unter welchen *sozialen Beziehungen/Bedingungen* «eigensinnige[n] und kreative[n] Handlungen» (Scherr, 2013, S. 233) vollzogen werden. Die im Unterkapitel 5.3.2 *Ermöglichungsräume* erwähnte positive Perspektive einer lesbischen/bi Zukunft ist ein Beispiel für einen wichtigen Bestandteil von Agency, indem «thought and action may be creatively reconfigured in relation to actors' hopes, fears, and desires for the future» (Emirbayer & Mische, 1998, S. 971). Der Begriff der Agency beschreibt also nicht lediglich eine als per se gegeben unterstellte menschliche Fähigkeit, zu handeln und dadurch eine Situation selbstwirksam zu gestalten. Dies wäre ertens eine zu banale Feststellung, wenn menschliches (Zusammen)Leben doch bereits grundsätzlich als Abfolge und Zusammenspiel von Handlungen beschrieben werden muss (s. Kap. 2 *Theoretischer Rahmen*). Zweitens würde damit Handeln als sozialer Prozess, der Machtungleichheiten beinhaltet, verkannt (Raithelhuber, 2018; Scherr, 2013).

In die Kategorie der Agency fallen somit Situationen, in denen lesbische/bi Frauen sich als selbstwirksames Handlungssubjekt erleben, wobei die Handlungen und Bedingungen in diesen Situationen in den Fokus gerückt werden. Mit Bezug zum lesbisch/bi Sein können die oben beschriebenen Strategien (Kap. 5.2), insbesondere der Identitätsstolz (Kap. 5.2.6), solche Situationen sein, wie beispielsweise, sich bei Queerfeindlichkeit zur Wehr zu setzen. Auch die Gestaltung von Coming-outs, wie sie in den Coming-out-Strategien (Kap. 5.2.3) zum Ausdruck kommt, bildet Agency aus, wie dies auch Brodersen (2018, Kap. 3) beschreibt. Die Abweichung von der Heteronormativität gleicht (bestimmt aus der Perspektive eines Grossteils des Umfelds und meist auch für die betreffende lesbische/bi Frau) einem biografischen Bruch, der jedoch mit Strategien der Selbstvergewisserung und der Normbefreiung und -subversion aufgefangen werden kann. Dieser Bruch in ein Leben vor und nach dem Coming-out ist beispielsweise in den Ermöglichungsräumen (Kap. 5.3.2) beschrieben. Das nachfolgende Zitat bringt diese Verbindung von Abweichung, Bruch und Erlangung von Selbstbewusstsein durch die erwähnten Strategien – eine Form von Agency – auf den Punkt: «Die Coming-out-Erzählung ermöglicht auf diese Weise, das Erlebnis von Heteronomie und Ohn-

macht in Autonomie und Macht umzuwandeln, allerdings um den Preis, dass das Leben vor dem Coming-out als falsches Leben entwertet wird» (Woltersdorff, 2005, S. 175).

Weiter darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Gefahr besteht, aus einer forschenden Perspektive nur disruptives, Normen dekonstruierendes Handeln als Agency zu begreifen, was eine anmassende Bewertung wäre (Bronner & Paulus, 2017, S. 109–110). Grundsätzlich sollten daher sämtliche geschilderten Strategien der lesbischen/bi Frauen als Agency betrachtet werden, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass lesbische/bi Frauen allesamt die Heteronormativität in ihren Grundfesten ablehnen wollen/können – sei es aufgrund persönlicher Haltungen und Werte, Copingstrategien, limitierender Bedingungen, oder aber wegen einer intersektionalen Betroffenheit von weiteren Unterdrückungsformen, die sich bei (zu grossem) Widerstand verschärfen könnten (s. Kap. 6.3 *Intersektionalität und Zugehörigkeit*). Da von der Norm nicht vorgesehen ist, dass Abweichungen überhaupt vorkommen sollen, verkörpert also im Grundsatz jedes Handeln als heteronormativ stigmatisiertes Subjekt Agency.

Lesbische/bi Frauen agieren jedoch auch in Lebenssituationen ausserhalb ihres lesbisch/bi Seins selbstwirksam. Beispiele dafür sind: Aus dem Elternhaus ausziehen, eine Ausbildung abschliessen oder abbrechen, eine Krankheit überwinden, sich bei Abwertung (z. B. *body shaming*) zur Wehr setzen, politisch etwas bewirken oder eigenen Interessen nachgehen (z. B. Freizeit). Solche Erlebnisse von Handeln fördern die Resilienz und erweitern Copingstrategien. Sie stehen ausserdem in Zusammenhang mit sozialer Unterstützung (andere Menschen, die ihnen in diesen Situationen zur Seite gestanden sind). Copingstrategien und soziale Unterstützung sind von zentraler Bedeutung, wenn es darum geht, die negativen Auswirkungen des Minderheitenstresses (s. Kap. 2.3) auf die psychische Gesundheit zu minimieren (Meyer, 2003, S. 6–9).

Agency wirkt sich situationsübergreifend bestärkend aus. Beispielsweise könnten die von Irina geschilderten Erlebnisse in folgenden Zusammenhang gebracht werden: Sie meisterte den Auszug aus dem Elternhaus erfolgreich und erlebte ihn positiv. Dadurch hat sie erfahren, dass sie für ihre Bedürfnisse einstehen, einen Umzug organisieren und

dabei auf die Hilfe ihrer Freund\*innen zählen kann. Einem bevorstehenden Coming-out bei ihren Arbeitskolleg\*innen blickt sie daher gelassen entgegen, weil sie nun weiß, dass sie bereits die Situation mit dem Auszug aus dem Elternhaus gut meistern konnte und auf ihre persönlichen und sozialen Ressourcen zählen kann.

